

DER FELS

Joachim Kardinal Meisner:

Glauben – in Gelassenheit, Tapferkeit,
Gotteslob

307

Bischof Heinz Josef Algermissen:

„Öffnen wir unsere Augen dem
göttlichen Licht!“

310

Jürgen Liminski:

Hat die Justiz versagt?

327

Katholisches Wort in die Zeit

38. Jahr Nr. 11. November 2007



INHALT

Joachim Kardinal Meisner:
Glauben – in Gelassenheit, Tapferkeit,
Gotteslob307

Bischof Heinz Josef Algermissen:
„Öffnen wir unsere Augen dem
göttlichen Licht!“310

Raymund Fobes:
Ort wahrer Freude jenseits der
Spaßgesellschaft313

Nathanael Liminski:
„Es kommt auf uns an.“318

Franz Salzmacher:
Aus Feinden Freunde machen320

Prof. Dr. Manfred Hauke:
Neuer Himmel und Neue Erde322

Dr. Peter H. Görg:
Die heilige Elisabeth von Thüringen325

Jürgen Liminski:
Hat die Justiz versagt?327

Dekan Ludwig Gschwind:
Christoph von Schmid – Erneuerer
des katholischen Glaubens nach der
Säkularisation.....329

Auf dem Prüfstand331

Zeit im Spektrum332

Bücher324

Impressum „Der Fels“ November 2007 Seite 325
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda, Fotomontage Renate Gindert

Fotos: 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 315, 316, 318, 319, 320, 321 Renate Gindert; **323** Archiv; **325, 326** Görg; **329, 330** Gotteslob des Bistums Augsburg, Kösel-Verlag, München, S. 516, S. 913

Quellen: Archivalien des Erzbischöflichen Archivs Berlin. Lit.: Heinz Hürten. Die Tätigkeit Hans Filbingers als Marinerichter in Bruno Heck: „Hans Filbinger – Der Fall und die Fakten.“



Liebe Leser,

Wer die schöne Dießener Barockkirche besucht und eine Führung erleben kann, sieht in einer Kuppel ein Gemälde mit der Bezeichnung „Der Dießener Himmel“. Es zeigt 36 Personen aus der Familie der Grafen von Andechs. Dass die Betrachter fasziniert hinaufschauen, liegt nicht nur am begeisternden Vortrag des Kirchenführers oder an der Farbenpracht der Bilder. Es ist auch die verkörperte Sehnsucht, die Menschen anspricht, weil hier das in den Menschen hineingelegte Ziel seiner Existenz dargestellt ist, das Leben bei Gott.

Von den 36 Seligen des Dießener Himmels sind von der Kirche nur zwei zur Ehre der Altäre erhoben worden, nämlich die heilige Hedwig und die heilige Elisabeth.

Die Geheime Offenbarung spricht von der „großen Schar, die niemand zählen konnte und die vor dem Throne Gottes stehen“ (Offb 7,2-12). Wir kennen nicht alle Christen, die in den Verfolgungen seit Kaiser Nero bis heute im Glauben standhaft geblieben sind, ebenso wenig diejenigen, die im Stillen heiligmäÙig gelebt haben, unbekannt geblieben sind und nicht kanonisiert wurden.

Es sind ganz unterschiedliche Figuren, die sich im Dießener Himmel finden. Sie haben alle ihre Individualität. Wir sind eben nicht für eine uniforme graue MittelmäÙigkeit geschaffen. Heilige ragen heraus. Deswegen können sie Vorbilder sein. Sie fehlen weithin in unserer Gesellschaft. Die Zeit ist dafür nicht günstig. Das horizontale Genossentum ist mit dem politischen Untergang des Marxismus 1989 nicht verschwunden. Es hat nur die Gestalt gewechselt. Wenn das Streben nach der einen Wahrheit verpönt ist, verstößt jede Wertung

im Meer des Relativismus gegen die politische Korrektheit: Alle Formen eheähnlichen Zusammenlebens, der Sexualität oder der Religion werden dann gleichgesetzt. Die mediale Einebnung und Einschüchterung ist bei uns inzwischen weit fortgeschritten.

Die Heiligen des Dießener Himmels haben die Höhen und Tiefen menschlicher Existenz erfahren. Hedwig von Andechs/Trebnitz hat die Schrecken und Verwüstungen des Mongoleneinfalls von 1241 erlebt. Ihren, im Kampf erschlagenen Sohn Heinrich musste sie auf dem Schlachtfeld suchen. Elisabeth von Thüringen hatte gleichfalls in ihrem kurzen Leben schweres Leid zu ertragen. Aber diese Heiligen, die – wie Mutter Teresa von Kalkutta – selber Arme, Kranke und Sterbende pflegten, hatten keine Angst vor dem Tod. Sie waren viel realistischer als viele Menschen unserer Zeit, die den Tod tabuisieren und verdrängen. Denn auch wer gesund lebt, Sport treibt und den medizinischen Fortschritt nutzt, kann sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Tod eine Grundtatsache menschlicher Existenz bleibt. Nichts ist so sicher wie er. Die Sterbensrate bleibt konstant bei 100. Die Versuche, ihm aus dem Weg zu gehen, mit anonymer Bestattung, dem Meiden des Gräberbesuchs – selbst am Allerseeleentag – führen nur dazu, das Geschehen den Ärzten und dem Pflegepersonal, schließlich einem Bestatter und der totalen Kommerzialisierung zu überlassen. Das alles führt vor allem dazu, dass Sterbende auf ihrem letzten Weg allein gelassen werden.

Die Heiligen des Dießener Himmels wussten, nach ihrem diesseitigen Leben wartet das unvergängliche Glück des Himmels und das Leben bei Gott. Wenn wir schon vieles auf dieser Welt so schön empfinden, dass uns der Abschied schwer fällt, was erwartet uns dann erst bei Gott, der das alles geschaffen hat?

*Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Glauben – in Gelassenheit, Tapferkeit, Gotteslob

Vortrag auf dem Kongress „Freude am Glauben“ 2007 in Fulda



Liebe Schwestern, liebe Brüder!

1 Wer richtig leben will, muss den Plan seines Lebens kennen und – nicht genug damit – sich danach richten

Nun ist die Welt zu aller Zeit voller Pläne gewesen, mit denen man das eigene Leben zu bestehen hoffte. Unsere Zeit macht da keine Ausnahme. Ganz im Gegenteil! Man könnte unsere Zeit als das Zeitalter der Planung bezeichnen: Bildungspläne, Erziehungspläne, Raumpläne, Wirtschaftspläne und Produktionspläne. Und die dazu gehörigen Planungsgruppen bestimmen das öffentliche Gespräch. So nützlich die einzelnen Pläne auch immer sein mögen, sie umfassen immer nur einen Teil unseres Lebens. Unser Leben besteht doch aus mehr als nur aus Bildung, Erziehung, Wirtschaft und Produktion. Es muss einen Plan geben, der alle anderen Pläne umfasst, von dem alle anderen Pläne ableitbar und erklärbar sind. Diesen Grundplan des

Lebens meint die Heilige Schrift, wenn sie sagt, dass in Christus alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind (vgl. Kol 2,3). Christus ist der verborgene Plan Gottes für die Welt, Logos; er ist die Logik von allem. Wer zu ihm geht, entdeckt seinen eigenen Lebensentwurf, seinen eigenen Lebensplan. Wir gehen zu Christus, um leben zu lernen, das heißt auch immer: um glauben zu lernen. Und im Glauben erkennen wir, dass Christus der Gottmensch ist: Gott, dem die Anbetung gebührt, und der Mensch, um den wir uns sorgen. Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen und die Welt.

Die abendländische Christenheit hat diese Erfahrung in der Formel zusammengefasst: Bete und arbeite! Wer betet, ohne zu arbeiten, wird ein Schwärmer. Und wer arbeitet, ohne zu beten, wird ein Prolet. Beides zusammen erst schenkt uns die Abbildhaftigkeit Christi, der Gott und Mensch zugleich ist. In unserem Glauben tut sich Gott kund, der Mensch geworden ist in Jesus Christus. So wird der Glaubende zum Berührungspunkt Christi in der Welt für die Menschen.

2 Der Glaube verlangt von uns Gelassenheit

Nicht wahr, in unserer Umwelt herrscht das Prinzip der Leistung, der Lebensleistung vor, das Prinzip des „Morgen noch mehr“. Worin kann ich den Plan, den anderen und mich selbst übertreffen? Wer in einem solchen Verhaltensschema groß wird, der sieht rings um sich herum nur noch Aufgaben. Das kann dann zum unerträglichen Druck werden für den Einzelnen, der leisten will, aber nichts zum Leisten hat. Und vor lauter realen oder erwünschten Aufgaben sieht er die Gaben nicht

mehr, die Leben und Welt ihm auch sein können. Und hier wird dann die Grundordnung der Welt buchstäblich auf den Kopf gestellt. Der Mensch erlebt sich hier nicht zuerst als Kreatur, sondern als Produzent. Die ihm begegnete Welt ist nur noch das Vorhandene, das Handzuhabende, das zu Behandelnde, aber sie ist nicht mehr das Gegebene und das Geschenkte. Und das treibt den Menschen in einen nie endenden Leistungsdruck, sein Herz in den Infarkt, seine Hand in den Krampf. Er muss ja alles selbst tun. Und viel Zeit bleibt ihm nicht. Was er nicht bis zum Tode erjagt hat, das gehört ihm nicht. Wer ihm dann Gelassenheit empfiehlt, der ist eigentlich sein größter Feind.

Wer das Gegebene sieht, wer dazu aber auch den Geber aller Gaben kennt und sich ihm gegeben weiß, der bekommt den langen Atem, der bekommt den Mut, das Unmögliche zu erhoffen und inzwischen das ihm Mögliche zu tun. Er packt Aufgaben an, die die Spanne seines Lebens weit übersteigen werden. Er kann einmal von seinem Lebenswerk sagen „Es war nur ein kleiner Beitrag. Aber es hat sich gelohnt!“, weil er seinen Sinn von Gott her bekommt und nicht vom Menschen her. Darum braucht ein Christ die Welt nicht zu verändern, wohl aber das Stückchen Welt, auf dem er steht. Und darum braucht auch ein Christ die Menschheit nicht zu retten, wohl aber darf er die Menschen nicht im Stich lassen, die er zu retten vermag, und wäre es nur ein einziger. Und darum brauchen wir nicht die alte Welt zu zerstören, um die neue aufzubauen. Wir brauchen nur dort anzufangen, wo etwas Platz für etwas Neues ist. Die Gelassenheit schenkt uns den langen Atem, den Mut, das Unmögliche zu erhoffen und inzwischen das uns Mögliche zu tun. Ob das nicht

revolutionärer und für den Menschen befreiender ist als die lautstarken Programme und Strategien? Die Heiligen Gottes konnten sich für einen Schritt nach vorwärts einsetzen und ihr Leben daran verschwenden, weil sie an die große Geduld Gottes mit seiner Welt glaubten.

3 Der Glaube trägt das Siegel der Gelassenheit, und der Glaube trägt das Siegel der Tapferkeit. Gerade heute!

Die Tapferkeit befähigt den Menschen, die Überfälle des Lebens zu ertragen. Sie ist als Steigerung und Ermächtigung des persönlichen Menschen die Befähigung, selbstständig zu sein, sich seine Lebenskonzepte nicht von anderen verordnen zu lassen, von sich her Urteil, Wertung, Entscheidungskraft mitzubringen und durchzutragen. Das ist christliche Tapferkeit. Ein solcher Mensch kann nicht durch Versprechungen und Angebote gelockt oder geködert werden, weil in ihm ein Punkt ist, der nicht zu ködern ist, weder mit Versprechungen noch mit Angeboten. Und ein solcher Mensch erschrickt nicht vor der Bedrohung von außen, weil er sich in der Mitte seines Lebens durch die Gabe der Tapferkeit vom starken Arm Gottes getragen weiß. Ich weiß wohl, solche Standhaftigkeit macht mitunter sehr einsam, denn manche haben nichts Eiligeres zu tun, als sich vor den Trends zu beugen. Sie haben nicht Augen genug, um die neuen Tendenzen zu erspähen, und nicht Füße genug, um sich schnell genug zu wenden und zu drehen, um jedem Luftzug und jedem Windhauch gerecht zu werden. Weil die Welt sich so dreht, muss jeder als ein Narr erscheinen, der sich nicht mitdreht, der diesen Dreh nicht mitmacht. Das ist die Last der Tapferkeit, die Erprobung unseres Christentums, der Test auf die Kraft und die Reife unseres werktätigen Glaubens.

Der Apostel Paulus nennt diese Haltung der Tapferkeit „den Helm des Heiles“ (Eph 6,17). Diese Rüstung bedeckt und schützt das Haupt des Menschen und sein Herz, lässt aber das Visier offen, damit wir uns mit dem Auge unseres Glaubens an ihm festhalten können, der uns trägt: „Alles vermag ich durch ihn, der mir

Kraft gibt“ (Phil 4,13). Werkstätiger Glaube eines Christen muss geprägt sein von der Tapferkeit. Sie ist nicht Tollkühnheit, sondern das geduldige Ausharren im Trommelfeuer.

4 Der Glaube bewegt zum Gotteslob

Der Glaubende ist nicht der Klagende und Jammernde, sondern der Gott-Lobende. Er ist mit Gott verlobt. Das Gotteslob hat seinen Grund allein darin, dass Gott ist. Darum ist Gotteslob immer und überall möglich. Das Gotteslob ist Aufstieg. Solches Aufsteigen reißt den Menschen heraus aus dem, was gegen Gott steht, und das sind

zunächst einmal die Götter. Darum muss man ihn allein anbeten und niemand sonst. Vielleicht erhebt sich die Frage: „Sind die Götter nicht schon längst tot?“. Wer wach in seine eigene Lebenswirklichkeit hineinblickt, muss hier mit einer Gegenfrage antworten: „Gibt es in meiner Lebenswirklichkeit nichts mehr, was angebetet wird neben Gott oder gegen Gott? Worauf vertrauen wir, und woran glauben wir? Sind das nicht wir selbst: unser Erfolg, unser Image, die öffentliche Meinung über uns?“ Sind das nicht alles Mächte geworden, vor denen die Menschen in die Knie gehen, vor denen sie sich bücken, denen sie wie Göttern dienen?



In diese Freiheit des Gotteslobes bringt uns das Kreuz: Der verstorbene große Bekenner, Kardinal Tomášek in Prag, sagte aus seiner eigenen schweren Lebenserfahrung: „Arbeiten ist viel, Beten ist mehr, Leiden ist alles.“ Es macht das Herz frei, d.h. gottfähig, wie die drei Jünglinge im Feuerofen. Würde die Kirche nicht anders aussehen, wenn diese Götter vom Thron gestürzt werden? Gott ist! Das bedeutet, es gibt die Hoheit der Wahrheit, es gibt die Hoheit des Rechts über allen Zwecken, Interessen und allem Nutzen. Es gibt auch den Wert des irdisch Wertlosen, etwa des unheilbar Kranken, des ungeborenen Kindes. Es gibt die Anbetung Gottes selbst, seinen Lobpreis, sein Lob, das den Menschen aus dem Diktat der Zwecke und des Nutzens befreit, und das allein imstande ist, ihn vor der Diktatur dieser Götzen zu schützen. Dann erst wird unser Gotteslob befreiend sein, wenn der Grund dazu nicht mehr in den Dingen beruht, die man uns wegreißen und zerschlagen kann, sondern wenn es in der tiefsten Tiefe unseres Daseins aufrucht, die keine Macht der Welt zu entreißen vermag, nämlich im Dasein des ewigen Gottes selbst. Und jeder äußere Verlust sollte uns dann zu einer Hinführung auf dieses Innerste werden, uns reifer machen und uns Vollmacht geben, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Gottes Dasein reißt den Menschen über sich selbst hinaus. Es befreit ihn von aller Kleingeisterei und erhebt ihn in die eigene Größe.

„Der Mächtige hat Großes an mir getan“ (Lk 1,49), singt Maria im Magnifikat. Durch das Gotteslob steigt der Mensch auf zu Gott. Loben ist selbst eine Bewegung. Gotteslob ist ein Weg. Es ist mehr als Verstehen, als Wissen, als Tun. Die Jünger Jesu kommen zum Gebet nicht durch Argumentation, sondern durch die Erfahrung, indem sie den betenden Jesus erleben. Der Evangelist Lukas sagt: „Jesus betete einmal an einem Ort und als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie schon Johannes seine Jünger beten gelehrt hat“ (Lk 11,1). Die Erfahrung des betenden Jesus drängt die Jünger ins Gebet. Das betende Gotteslob ist Aufsteigen, ist rührend an den, der selbst im Lobpreis der Seraphim wohnt.



Der Kardinal bei seinem begeisterndem Vortrag

Unsere Kirche und viele orthodoxe Schwesternkirchen haben im Kommunismus in erstaunlicher Vitalität die schlimmen Jahre der Verfolgung überlebt, allein durch das zweckfreie Gotteslob. Etwas anderes durften sie ja nicht tun. Das immer wieder in der Liturgie vorkommende „Halleluja“ ist einfach das wortlose Sich-Aussingen einer Freude, dass Gott ist. Am Halleluja ist die Kraft des Atheismus zerbrochen. Das wird heute nicht anders sein. Das Singen wird zum Jubilus. Es ist ein Klang, der zeigt, dass das Herz verkünden will, was der Kopf nicht auszudrücken vermag. Dieser Jubilus soll uns bewegen, einmal all das Kleinliche, das Kleinkarierte zu vergessen, um uns gleichsam von der Größe Gottes überfallen, überwältigen zu lassen.

Natürlich sind wir nicht besser als andere Leute, aber unser Gott ist es. Und dass Gott ist, ist der Grund für unser Gotteslob. Und der Lobgesang kommt in dieser Welt am häufigsten aus den Feueröfen der Leidenden und nicht aus den Reihen ihrer Zuschauer. Die Geschichte von den drei Jünglingen im Feuerofen enthält tiefere Wahrheiten als gelehrte theologische Traktate. Die Antwort auf den Lobpreis der Leidenden ist nicht die Erklärung, sondern die Tat. Diese Antwort heißt Sympathie, Mitleid, und zwar nicht nur als Gefühl, sondern als Wirklichkeit. Gottes Mitleid ist Fleisch, fassbar, berührbar geworden. Er ist in das Leid eingetreten,

hat sich in seinem Sohn, der Mensch geworden ist, mit uns in den Feueröfen einsperren lassen. Im Innersten des Leidens wohnt Gott selbst. Und darum steigt aus den Feueröfen der Leidenden das Gotteslob exemplarisch auf. Es hat die Kraft, andere mit hineinzureißen in diesen Aufstieg, sodass es zur befreienden Tat im weitesten Sinne des Wortes wird. Es bewegt den Menschen, beizustimmen und einzustimmen in das Gotteslob der Kirche. Der Christ ist ein Verlobter, ein dem Gotteslob verfallener Mensch. Unser Gesangbuch heißt ja nicht von ungefähr „Gotteslob“.

5 **Werkstätiger Glaube eines Christen muss geprägt und dynamisiert sein von der Gelassenheit, von der Tapferkeit und vom Gotteslob**

Die Kirche braucht ein solches werktätiges Glaubenszeugnis, weil Christus darin für die Menschen unserer Umwelt berührbar wird. Und es ist heute noch so wie damals, als die Menschen sich um ihn drängten, um wenigstens den Saum seines Gewandes zu berühren, „denn es ging eine Kraft von ihm aus, die alle heilte“ (Lk 6,19). Diese menschliche Abbildhaftigkeit des Gottmenschen Jesus Christus darzustellen ist unsere Berufung. Auf sie warten unsere Mitmenschen. Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln

„Öffnen wir unsere Augen dem göttlichen Licht!“

*Predigt zur Eröffnung des Kongresses „Freude am Glauben“ 2007
im Hohen Dom zu Fulda*

Kirche ist Sakrament. Sie ist, wie das Zweite Vatikanische Konzil zu Beginn der „Konstitution über die Kirche“ herausstellt, „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen Gentium, Art. 1).

Aus dieser grundlegenden Berufung zum Kirche-Sein ergibt sich, dass nicht Menschen Kirche machen oder organisieren. Kirche ist vielmehr eine Größe unseres Heiles. Sie steht im Dienst unserer Erlösung, ist Gabe des dreifaltigen Gottes und hat von ihm her ihre Bestimmung darin, die verheißende Fülle des Heils für die Suchenden und Glaubenden in dieser Welt erfahrbar zu machen. Das ist zugleich ihre missionarische Berufung. So verkörpert die Kirche, was unser Hl. Vater Papst Benedikt XVI. als ihre doppelte theologische Bestimmung formuliert hat: Sie ist Volk Gottes *als Leib Christi*. Diese wesenhafte Verbindung ist ihre geistliche Prägung.

Auf diesem Fundament baut jede Generation an ihrer Kirche – im architektonischen und im geistlichen Sinn. Darum sehen Gotteshäuser und Gemeinden von heute anders aus als vor 100, 300 oder 1000 Jahren. Drei Wahrheiten aber sind es, die bleiben für jede Generation gleich. Sie gelten auch für uns, die wir gerufen sind, heute Kirche aufzuerbauen.

1 Jedes Gotteshaus, sei es romanisch, gotisch, barock oder modern, hat einen Grundstein, ein Fundament, einen Eckstein, der alles zusammenhält. Der Eckstein und das Fundament, auf dem die Kirche erbaut ist, ist und bleibt Jesus Christus. Der Apostel Petrus zitiert in seinem ersten Brief den Propheten Jesaja:

„Seht her, ich lege in Zion einen auserwählten Stein, einen Eckstein, den ich in Ehren halte; wer an ihn glaubt, der geht nicht zugrunde“ (Jes 28, 16). Und Petrus fügt hinzu: „Euch, die ihr glaubt, gilt diese Ehre“ (1 Petr 2, 7). Kirche bauen können wir nur, wenn wir uns an Jesus Christus festmachen, sein Wort hören, ihm glauben; wenn wir täglich uns mühen, ihm nachzufolgen, sein Evangelium zur Richtschnur unseres Handelns zu machen. Nicht von ungefähr ist je der Altar, der für Jesus Christus steht, die Mitte eines jeden katholischen Gotteshauses, von wo aus sich die Gemeinde als Kirche am Ort durch die Feier der Hl. Eucharistie je neu aufbaut. Warum? Weil unsere Kirche im Kern Eucharistie ist. In der Feier der Hl. Eucharistie, mit dem Priester um den Altar versammelt, gehen wir in das über, was wir empfangen. Wir empfangen den Leib Christi, um immer deutlicher und glaubwürdiger Leib Christi in der Welt darzustellen. Bei solcher Darstellung helfen uns die großen Gestalten unseres Glaubens. In den Heiligen, wie z. B. dem hl. Bonifatius und der hl. Elisabeth, schreitet Christus gleichsam durch die Zeit. Sie haben sich in ihrer je eigenen Persönlichkeit ganz auf Christus eingelassen und sind so zu einer „neuen Schöpfung“ (2 Kor 5, 17) geworden.

Petrus nennt in seinem Brief aber auch eine andere Möglichkeit. Er sagt: „Für jene aber, die nicht glauben, ist dieser Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden, zum Stein, an dem man anstößt, und zum Felsen, an dem man zu Fall kommt. Sie stoßen sich an ihm, weil sie dem Wort nicht gehorchen“ (1 Petr 2, 7f).



„Gut, dass es Euch gibt!“

Viele sind es heute, die am Wort Christi Anstoß nehmen oder gleichgültig an ihm vorübergehen. Und auch wir sind immer wieder in Versuchung, primär auf unsere Pläne und Projekte zu bauen und damit den Eckstein Christus zu vergessen.

2 Jedes Gotteshaus wird außer dem Fundament immer auch tragende Teile haben müssen: Säulen und Pfeiler, ohne die der ganze Bau in sich zusammenstürzen würde.

Als Säulen seiner Kirche hat Jesus Christus die 12 Apostel erwählt und gesandt. Er hat ihnen gesagt: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10, 16). Und seit den frühen Tagen der Kirche gilt: „Ubi Petrus, ibi Ecclesia – wo Petrus, da ist die Kirche“. Aber auch: „Ubi Episcopus, ibi Ecclesia – wo der Bischof, da die Kirche“.

Kirche bauen können wir also nur, wenn wir Gemeinschaft haben mit den Nachfolgern der Apostel, mit den



Bischöfen, und mit dem Nachfolger des Petrus in Rom. Andernfalls wird eine Gemeinde oder Gemeinschaft zum Konventikel; in ihr ist die Gefahr des Schismas!

3Ein Letztes ist notwendig, um ein Gotteshaus zu vollenden. Es braucht die mittragenden Wände, braucht Fenster, Stuck und Farbe, braucht Tausende von Steinen und Teilen, die den Bau erst zum Gotteshaus werden lassen.

Jeder Stein, jeder Farbfleck, jede Scheibe, jedes Holzstück, die fehlen und nicht an ihrem Platz ihre Funktion ausüben für das Ganze, mindern und schwächen den Bau.

Das gilt auch für den Aufbau unserer Kirche. Die Aufgaben sind ganz verschieden, jeder Einzelne hat *seine*

eigene Aufgabe. Wir können Kirche nur bauen, wenn jedes einzelne Glied sich bemüht, seine je eigene Aufgabe an seinem Platz zu erfüllen und so seinen Teil zum Bau der ganzen Kirche beizutragen. Jede und jeder hat eine besondere Gabe, sein Charisma, empfangen zugunsten der ganzen Kirche und der Gemeinde am Ort.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben! Es ist hoch erfreulich, wie viele Glieder unserer Kirche einen verantwortlichen Dienst übernommen haben – und dies zumeist ehrenamtlich: sei es im Gottesdienst, in der Katechese oder im Bereich der Caritas. Hinzu kommen – Gott sei Dank! – viele, die in Treue jahraus, jahrein zur Kirche stehen und ihren Glauben still bezeugen. Wenn ich über Treue spreche, denke ich in diesem Zusam-

menhang dankbar und deutlich an alle Schwestern und Brüder im Glauben, die sich im „Forum deutscher Katholiken“ zusammengefunden haben und ihren Glauben in der Kirche als Quelle der Freude, als Halt und Stütze leben. Als Bischof sage ich es ausdrücklich und dezidiert: Gut, dass es Euch gibt! Werden Sie noch mehr Sauerteig und Ferment der Einheit! Bitte bleiben Sie auch angesichts der tief greifenden Strukturänderungen im gesellschaftlichen Bereich und den Umbrüchen in unserer Kirche, die gestaltet werden wollen, Jesus Christus und seiner Kirche treu! Geben Sie die Erfahrung, dass der Glaube Stütze und Halt ist, an Kinder und junge Erwachsene weiter!

Am Ende des Neuen Testaments steht die Vision der neuen Schöpfung

Links: Bischof Heinz Josef Algermissen im Gespräch mit Barbara Dyba-Roth, der Schwester des früheren Erzbischofs Johannes Dyba; rechts: Bischof Heinz Josef Algermissen im Gespräch mit Bischof Walter Mixa



Kommt zu ihm, dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen, aber von Gott auserwählt und geehrt worden ist. Lasst euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen, die Gott gefallen. Denn es heißt in der Schrift: Seht her, ich lege

in Zion einen auserwählten Stein, einen Eckstein, den ich in Ehren halte; wer an ihn glaubt, geht nicht zugrunde (Jes 28,16). Euch, die ihr glaubt, gilt diese Ehre. Für jene aber, die nicht glauben, ist dieser Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden, zum Stein, an dem man anstößt und zum Felsen, an dem man zu Fall kommt. Sie stoßen

sich an ihm, weil sie dem Wort nicht gehorchen; doch dazu sind sie bestimmt. Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.

und der neuen Stadt, die Gott baut. Das ist keine fromme Utopie, das hat Konsequenzen! Unsere Dörfer und Städte sind weiß Gott noch nicht die neue Stadt, aber sie sollen durch Menschen, die an das österliche Leben glauben, neu werden. Man kann nicht an das alles verändernde Leben der Auferstehung glauben, ohne sich um die Verbesserung der irdischen Lebensbedingungen in unserer kleinen und in der weiten Welt zu mühen.

Im Klartext: Wer die Auferstehung Jesu Christi vom Tode bekennt, darf nicht zur Tötung ungeborener Kinder schweigen, muss klar Stellung beziehen in der Frage der auch in unserem Land diskutierten Euthanasie. Der Glaube an die Erlösung durch Kreuz

und Auferstehung führt von selbst in den Aufstand gegen alle Formen des vorzeitigen gesellschaftlich wie politisch, wirtschaftlich wie militärisch organisierten Todes. Christen sind zwar keine Friedenstörer, aber sie müssen sich massiv als Störenfriede dort betätigen, wo immer die Mächte des Todes am Werk sind – sei das im privaten, im gesellschaftlichen wie politischen Bereich.

Liebe Schwestern und Brüder im Forum deutscher Katholiken!

Im Blick auf Tod und Auferstehung unseres Erlösers, die wir hier gemeinsam feiern, schauen wir voll Hoffnung in die Gegenwart und Zukunft unserer Kirche und unserer Welt. Was

der Sauerstoff für die Lunge ist, das bedeutet österliche Hoffnung für unsere menschliche Existenz. Und unsere Hoffnung ist nicht begründet in menschlicher Weisheit und Klugheit, sondern in jener Wahrheit, die uns alles in einem anderen Licht sehen lässt: „Surrexit Dominus vere – der Herr ist wahrhaft auferstanden.“ Entdecken wir jeden Tag neu die österliche Dimension der Kirche.

„Öffnen wir unsere Augen dem göttlichen Licht!“, so ruft im Prolog seiner Regel der hl. Benedikt den Mönchen zu. „Öffnen wir unsere Augen dem göttlichen Licht!“, das wünsche ich Ihnen für die beiden nächsten Tage. Amen.

Bischof Heinz Josef Algermissen: „Nicht von ungefähr ist der Altar, der für Jesus Christus steht, die Mitte eines jeden katholischen Gotteshauses, von wo aus sich die Gemeinde als Kirche am Ort durch die Feier der Eucharistie je neu aufbaut. Warum? Weil unsere Kirche im Kern Eucharistie ist.“



Ort wahrer Freude jenseits der Spaßgesellschaft

Die Kirche als Heimat stand im Mittelpunkt des Kongresses Freude am Glauben

Dass die Freude an Gott unsere Stärke ist, wusste schon der alttestamentliche Prophet Nehemia zu bezeugen (Neh 8,10). Wie sehr diese „Freude am Glauben“ Grundlage eines erfüllten Lebens ist, das zeigen seit sieben Jahren die gleichnamigen Kongresse, die das „Forum deutscher Katholiken“ organisiert. Sie setzen damit einen entscheidenden Kontrapunkt gegen die Resignation und die daraus erwachsene Spaßgesellschaft. Denn während der Spaß nur auf die momentane Befriedigung, den Kick, aus ist, schafft die Freude am liebenden Gott ungleich mehr: Sie erwächst aus der Erfahrung eines Lebens, das Sinn hat, ermöglicht das Bewältigen von Kreuzen und drängt zum Tun des Guten. So kann man Kardinal Joachim Meisner nur recht geben, wenn

er 2004 über den Kongress „Freude am Glauben“ gesagt hat, er sei ein Segen.

Begegnung und Orientierung

In diesem Jahr fand dieser segensreiche Kongress vom 5. bis 7. Oktober wieder in Fulda statt. Er stand unter dem Thema „Die Kirche – unsere Heimat“. Damit erinnerte die Versammlung daran, dass die Kirche eine Gemeinschaft ist, die in ihrer tiefen Verbundenheit mit Christus Orientierung in einer Zeit gibt, in der viele auf der Suche sind. Der Kongress machte aber auch deutlich, dass Kirche gerade jenen Heimat gibt, die eine egoistische Konsumgesellschaft links liegen lässt oder gar bereits vor der Geburt tötet. Die Zuwendung zu den alten, kranken und behinderten

Menschen ist genauso Anliegen der Kirche wie die Anwaltschaft für jene ungeborenen Kinder, denen durch die Straffreiheit der vorgeburtlichen Tötung ein grauenvolles Sterben droht.

Darüber hinaus war das Motto des Kongresses für die Teilnehmer auch erlebbar: Kirche ist Heimat. Der Kongress war ein Ort der Begegnungen, insbesondere auch zwischen jung und alt. So fand dieses Mal wieder ein Kinder- und Jugendprogramm statt, sodass die „Freude am Glauben“ wirklich allen Generationen vermittelt wurde. Die Kinder, die beim Kinderprogramm von NET mitgemacht hatten, führten am Ende gerade auch zur Freude der Erwachsenen eine Musikdarbietung vor, in der sie sich am heute modernen RAP-Musikstil orientierten, gleichwohl aber zeitlose

Links: Bischof Dr. Walter Mixa: „Das Forum Deutscher Katholiken ist ein wichtiges Gremium der katholischen Laienarbeit.“; Mitte: Filmproduzent Fritz Poppenberg beim Jugendprogramm mit dem Film: „Dem Geheimnis des Lebens nahe“; rechts: Bischof Heinz Josef Algermissen verliest das Grußwort des Heiligen Vaters Benedikt XVI.



Am Ende des Pontifikalamtes am Sonntag: Bischof Dr. Josef Clemens: „Ich bringe Euch einen großen Korb herzlicher Grüße vom Papst mit.“ – Starker Beifall. Darauf Bischof Clemens: „Euer Beifall zeigt mir: Ich darf auch von hier einen ebensogroßen Korb voller herzlicher Grüße dem Papst nach Rom mitnehmen.“

Grußwort des Heiligen Vaters



APOSTOLISCHE NUNTIATUR
IN DEUTSCHLAND

Berlin, den 4. Oktober 2007

Hochwürdigster Herr Bischof!

Es ist mir eine Ehre, Ihnen im Auftrag des Staatssekretariats die folgende Botschaft Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. zu übermitteln:

*Seiner Exzellenz
Heinz Josef Algermissen
Bischof von Fulda
FULDA*

In diesen Tagen findet in der Stadt des heiligen Bonifatius der jährliche Kongress „Freude am Glauben“ statt. Der Heilige Vater hat mich beauftragt, Ihnen, Exzellenz, sowie den Mitwirkenden, den zahlreichen Jugendlichen und allen Teilnehmern seine geistliche Nähe zu versichern und Ihnen beste Segensgrüße zu übermitteln. Das Motto des Kongresses „Die Kirche – unsere Heimat“ drückt aus, was viele Katholiken zurecht empfinden: In der Kirche, in der weltweiten Gemeinschaft der Glaubenden, finden wir unsere geistliche Heimat. Die Heilige Schrift und die Kirchenväter sprechen von der Kirche als dem „Haus Gottes“, in dem wir schon hier auf Erden an unserer Heimat im Himmel (vgl. Phil 3,20) Anteil erlangen. Denn Christus hat uns im Heiligen Geist und durch die Vermittlung der Kirche den Zugang zum Vater eröffnet: Wir sind „nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19). Alle Glieder der Kirche haben entsprechend ihrem eigenen Stande Anteil an der Sendung, vor der Welt Zeugnis dafür abzulegen, dass der Mensch nur bei Gott bleibende Ruhe und Heimat finden kann. Sie sind berufen, Werkzeuge seiner Gnade zu sein, damit ihre Mitmenschen durch sie den Weg des Heiles finden können und, gestärkt durch die Verkündigung und die Sakramente der Kirche, einst zur ewigen Heimat gelangen. Der Kongress „Freude am Glauben“ möge auch in diesem Jahr vielen Gläubigen helfen, die Kirche als Heimat zu erfahren. Dazu erteilt Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. allen Teilnehmern auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria und des heiligen Bonifatius von Herzen den erbetenen Apostolischen Segen.

*+ Tarcisio Kardinal Bertone
Staatssekretär Seiner Heiligkeit*

Mit besten persönlichen Wünschen und freundlichen Grüßen

Ihr im Herrn ergebener

Prälat Dr. Marek Zalewski
Geschäftsträger a.i.

Postfach 6102 18 - 10923 Berlin
Lilienthalstraße 3a - 10965 Berlin - Tel. (030) 616240 - Fax (030) 61624300

Wahrheiten vermittelten: Anhand der Bonifatiusgeschichte ging es um den Auftrag der Neuevangelisation.

Das eigene Charisma leben

„Ferment und Sauerteig“ sollten die Gläubigen sein, rief Fuldas Bischof Heinz Josef Algermissen den Besuchern beim Eröffnungsgottesdienst im bis auf den letzten Platz besetzten Fuldaer Dom zu. Den Glauben sollten sie an die kommende Generation weitergeben, aus der Erfahrung, dass er Stütze und Halt ist. Dabei bat Algermissen auch um die Treue zur Kirche. Christus sei Mittelpunkt der Kirche – des Gotteshauses wie der Gemeinschaft. Und wie das Kirchengebäude auf zwölf Pfeilern ruhe, so ruhe die Gemeinschaft der Kirche auf den Nachfolgern der zwölf Apostel: auf Papst und Bischöfen. Kirche als Gemeinschaft schließe die Gemeinschaft mit Papst und Bischöfen mit ein, machte Algermissen deutlich. Doch darüber hinaus habe ein jeder Christ mit seinem je eigenen Charisma seine Aufgabe in der Kirche. Jeder solle an seinem Platz seine Aufgabe erfüllen, nur so könne die Kirche weiter gebaut werden.

Als Christen, so der Bischof weiter, könnten wir mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft blicken: „Was der Sauerstoff für unsere Lunge ist, das bedeutet österliche Hoffnung für unsere Existenz.“

Beim Kongress ging es dann immer wieder auch um eine besondere Berufung: um das Charisma der Mutter. Es wurde deutlich, wie wichtig ihre Beziehung zum Kind ist und wie gefährlich für die kindliche Entwicklung eine Politik ist, die statt der Mutter-Kind-Beziehung eine Krippenbetreuung fördert. In diesem Sinn verfasste der Kongress eine Erklärung, in der er für „eine wirkliche Wahlfreiheit zwischen der Erziehung der Kinder zuhause oder in Kindertagesstätten“ eintritt und von daher für Eltern, die ihre Kinder allein aufziehen wollen, „den vollen finanziellen Ausgleich“ fordert, „den die Kindertagesstätten die Allgemeinheit kosten.“

Auf die Gefahren allzu früher Loslösung der Kinder von den Eltern wies konkret Renate Martin, Mitglied des „Päpstlichen Rates für die Familie“,



Links: Podiumsdiskussion „Kirche im Visier – Schatten über der Kirche“ von links: Pater Dr. Peter Gumpel SJ, Bernhard Müller, Dr. Karl-Josef Hummel, Prof. Dr. jur. Konrad Löw
rechts: Eva Herman am Bücherstand nach ihrem Vortrag „Werde, was du bist! – zum Selbstverständnis der Frau“

in der Leitung des Internationalen Schönstatt-Familienbundes und eine erfahrene Mutter von vier Kindern hin. Dabei wies sie bereits auf die Gefahren einer künstlichen Geburt durch Planung des Geburtstermins hin, die heute gang und gäbe ist. Ein natürliches Warten auf die Wehen indes sei für die Entwicklung des Kindes weit aus besser. Genauso wie die künstlich eingeleitete Geburt sollte auch die Kinderkrippenbetreuung allenfalls eine Notlösung sein. Kinder bis zum dritten Lebensjahr bräuchten die dauernde Bindung an eine Bezugsperson wie die Mutter oder den Vater. Kleinkinder hingen buchstäblich am Rockschöß der Mutter – doch wie kann Betreuung gut gelingen, wenn eine Betreuerin sechs oder sieben Kinder am Rockschöß hat?

Für eine intensive Mutterbeziehung setzte sich auch die Journalistin und Buchautorin Eva Herman ein, ursprünglich eine Karrierefrau, der der Berufserfolg über alles ging. Ihr wurde während der Schwangerschaft klar, wie wichtig die einfühlsame Beziehung zur Mutter für die Entwicklung des Kindes ist. Weil sie ihr früheres Leben als sogenannte „emanzipierte Frau“ als Entfremdung ihrer wahren Bestimmung erlebt hat, trat Eva Herman beim Kongress dafür ein, dass Werte wie Familie und das Glück, Kinder zu haben, oder – im Blick auf die bedrohlich gesunkene Geburtenrate hierzulande, die ohne Gegenmaßnahmen zu einem Aussterben der Deutschen führen wird – das Leben in einer Gemeinschaft,

die auf eine jahrhundertealte Kultur zurückblickt, wieder neu bewusst und geschätzt werden.

Auf dem Weg zu einer versöhnten Welt

Ein zentrales Thema des Kongresses war auch Frieden und Versöhnung. Dazu war unter anderem ein Bischof gekommen, der täglich mit dieser Thematik befasst ist und für sein von Völkerfeindschaften gebeuteltes Land beeindruckende Lösungen gefunden hat: Bischof Franjo Komarica aus Bosnien-Herzegowina. Der Oberhirte der Diözese Banja Luka war sowohl Hauptzelebriant beim Abendgottesdienst am 6. Oktober wie auch Referent bei einer Podiumsdiskussion zum Thema „Versöhnung“.





Bei der Predigt in der heiligen Messe ging der Bischof zunächst auf die Wichtigkeit der Christusbachfolge ein. „Sind wir uns unseres Auftrags bewusst, Zeugnis in Familie und Gesellschaft zu geben und fehlt es uns nicht mitunter an Zivilcourage?“, fragte der Bischof und erinnerte an die Mitverantwortung der Christen für Europa, unsere Heimat. Deutlich prangerte der Bischof den Egoismus an: „Wir müssen lernen, uns zu verlieren, um uns zu finden.“ Eine zentrale christliche Haltung sei, Leiden wahrzunehmen und Not zu lindern. Zum Abschluss seiner Predigt wandte sich Bischof Komarica noch an die unzähligen Jugendlichen, die am Gottesdienst teilnahmen, und rief ihnen zu: „Willst du dein Leben lang glücklich sein und noch darüber hinaus, so werde ein katholischer Christ!“

Am nächsten Morgen nahm Komarica auch an der von dem Politologen, Historiker und Journalisten Jürgen Liminski geleiteten Diskussionsrunde zum Thema „Aus Feinden Freunde machen“ teil. Hier setzte sich der Bischof für eine vorbehaltlose Versöhnung zwischen den Völkern ein, was er in seinem Bistum fortwährend praktiziert. Wer sich auf Christus berufe, müsse Versöhnung praktizieren, sagte Komarica. Zur deutsch-polnischen Versöhnung stellte der polnische Botschafter Dr. Marek Prawda heraus, dass Unstimmigkeiten zwischen Deutschen und Polen vor allem in Missverständnissen ihren Grund haben. Er erinnerte an die Debatte um das „Zentrum für Vertreibung“. In Deutschland empfand man polnische Kritik an diesem Zentrum als Bleiben im Opfermythos, in Polen indessen

war man besorgt, dass dieses Anliegen der Deutschen Signal dafür sei, dass nun politische Forderungen folgen würden. Für den Nahostkonflikt sprach Ilan Mor, Gesandter Israels. Er drückte die Angst seines Volkes vor einer neuen Schoah, also einer regelrechten Vernichtung Israels, aus und sprach die Schwierigkeiten des Dialogs in Nahost an. Der erste Krieg, den Israel verlieren würde, könnte sein letzter sein. Als Beispiel dafür, wie aus Feinden Freunde geworden seien, führte Bernd Posselt, Präsident der Paneuropa-Union, die Beziehung zwischen den früher verfeindeten Staaten Deutschland und Frankreich an, die heute hervorragend sei. Allerdings müsse diese gute Beziehung auch gepflegt werden, denn, so Posselt, für die Politik gelte das Gleiche wie für persönliche Beziehungen: es ist immer wieder eine Erneuerung notwendig.

Liebe und Wahrheit

Dass Christen zur tätigen Liebe gerufen seien, betonte der emeritierte Professor für Caritaswissenschaft Heinrich Pompey im letzten Vortrag des Kongresses. Pompey stellte heraus, dass wir als Christen Gott ähnlich werden, wenn wir seiner Liebe ähnlich sind – denn Gott ist Liebe, wie es auch die erste Enzyklika von Papst Benedikt XVI. im Titel sagt. In einem beeindruckenden Beispiel zeigte der Referent, was liebevolles Miteinander in der Kirche bewirken kann: Eine schwerstbehinderte Frau aus Korea sei in eine kirchliche Gemeinschaft aufgenommen worden und habe so viel an Zuspruch und

Mitmenschlichkeit erfahren, dass sie einen Orden gegründet habe, der sich nun karitativ um Behinderte kümmert – die Liebe Christi drängt uns.

Liebe und Wahrheit dürften sich, so Pompey, freilich nicht ausschließen. Weder dürfe man dem anderen Wahrheiten wie einen „nassen Waschlappen“ um die Ohren schlagen, doch genauso wenig sei es ein Liebesdienst, die Wahrheit unter den Teppich zu kehren.

Dass es darum geht die Wahrheit in Liebe zu verkündigen, sprach Bischof Dr. Josef Clemens vom päpstlichen Einheitsrat im Abschlussgottesdienst an. Der Sekretär des päpstlichen Laienrates im Vatikan und frühere Privatsekretär des jetzigen Papstes wies darauf hin, dass zwar viele Menschen anscheinend in ihrem Glauben müde geworden sind, gleichwohl in ihnen glimmende Feuerstellen seien, die nur darauf warten würden, angefacht zu werden. Wie sehr das Christentum schlussendlich doch gefragt sei, haben nicht zuletzt die Millionen Menschen gezeigt, die Anteil am Tod von Papst Johannes Paul II. und an der Amtseinführung von Papst Benedikt XVI. genommen haben. Doch wies Clemens auch auf den schneidenden Gegenwind hin,

Bestellung von Kassetten/CDs der Vorträge beim Kongress:

Eine Kassette bzw. CD kostet 5,- Euro + Porto
AK-Medienapostolat
David Erbenich, Hauptstraße 68,
55576 Badenheim; Tel.: 067-01519
email: medienapostulat@yahoo.de

der uns Christen um die Ohren pfeift. Da bekäme man immer wieder zu hören, dass unser Glaube überholt sei und die Kirche in ihrer Geschichte eine Blutspur hinter sich her zöge. Andererseits sei aber gerade dem Christentum der Aufbau einer menschlichen und menschenfreundlichen Zivilisation in Europa zu verdanken. Es sei also völlig verfehlt, sich als Katholik minderwertig zu fühlen. Trotzdem bedeute, so der Bischof, Bekenntnis zum Glauben auch Kreuzesnachfolge und Leiden. Der Glaube wird immer Widerständen

begegnen. Doch wenn auch der Teufel nicht schläft, so gibt Gott doch die Kraft, die Krisen zu bestehen. Und Bischof Clemens machte auch deutlich, dass Papst Benedikt XVI. den Kongress „Freude am Glauben“ unterstützt und die Teilnehmer von Herzen segnet.

Mit neuer Kraft gingen die Besucher nach diesem Kongress und seinem Abschlussgottesdienst wieder zurück in ihren Glaubensalltag, um dort als Zeugen des Glaubens zu wirken – vielleicht auch mit einem Gedanken im Hinterkopf, den Professor Pompey

in seinem Referat vorgebracht hatte. Er hatte nämlich an den priesterlichen Ruf nach dem Segen in der heiligen Messe erinnert: „Ite missa est“, was wörtlich übersetzt heißt: „Geht, es ist Sendung“ – also nicht „Gehet hin in Frieden“, wie es im deutschsprachigen Gottesdienst heißt. Damit ist das „Ite missa est“ ganz klarer Auftrag, das, was ich in der heiligen Messe als Zuspruch Gottes erfahren habe, in Wort und Tat weiterzugeben. So bleibt die Kirche lebendig, so fangen glimmende Herzen Feuer und so wächst Gottes Reich. □

PROF. Dr. jur. KONRAD LÖW
Konrad Löw, Kirchenstraße 17, 82065 Baierbrunn

Zentralrat der Juden in Deutschland
Herrn Dr. Dieter Graumann
Pf. 040207
10061 Berlin

12. Oktober 2007

„Autor antisemitischer Beiträge“

Sehr geehrter Herr Dr. Graumann,
einer Presseerklärung zu „Eva Herman und Forum Deutscher Katholiken“ vom 9. Oktober 07 entnehme ich folgenden Satz:

„Dass der Bayreuther Politologe Professor Dr. Konrad Löw, ein geistiger Vater des ehemaligen Abgeordneten Martin Hohmann und Autor antisemitischer Beiträge, nicht nur als Podiumsteilnehmer, sondern auch noch als Mitglied des Kuratoriums beim Kongress auftaucht, bestätigt dazu noch die schlimmsten Befürchtungen, sagt Graumann.“

Die Anschuldigung, ich sei „Autor antisemitischer Beiträge“, ist nach meiner festen Überzeugung unrichtig, zugleich in höchstem Maße ehrenrührig. Ich fordere Sie daher auf, den Wahrheitsbeweis anzutreten oder die Anschuldigung zurückzunehmen. Falls Sie mir einen Irrtum nachweisen, bin ich jederzeit bereit, meine Aussage zu korrigieren. Vielleicht sind Sie nur üblen Nachreden aufgesessen.

Maximen meines Denkens und Handelns sind u.a. die Zehn Gebote, vor allem: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten“ und „Du sollst Vater und Mutter ehren...“

Zu meiner Person: Am 25. Dezember 1931 wurde ich in München geboren. Von 1975 bis 1999 war ich Inhaber des Lehrstuhls für Politikwissenschaft an der Universität Bayreuth. In diesen Jahren reiste ich viermal nach Israel und bot Vorlesungen über Israel und über Antisemitismus an. Die Vorlesungen über Antisemitismus fanden Niederschlag in dem Büchlein „Im heiligen Jahr der Vergebung. Wider Tabu und Verteufelung der Juden“, dessen Manuskript Ernst Cramer, Berlin, begutachtete, bevor der Verleger einwilligte. Bisher hat niemand gegen mich den Vorwurf erhoben, ich würde Antisemitisches von mir geben. Mein Bestreben war und ist es, auf ein harmonisches Zusammenleben in gegenseitiger Wertschätzung ohne jede Diskriminierung hinzuwirken.

Meine israel- und judenfreundliche Einstellung wurde mir geradezu in die Wiege gelegt, da meine Eltern seit dem Aufkommen des Nationalsozialismus zu dieser Bewegung in Gegnerschaft standen und ab 1938 Juden effektiv halfen. Mein Vater wurde nach dem Kriege amtlich als NS-Opfer anerkannt. Näheres darüber ist meinen Büchern

1. „Die Schuld. Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und der Gegenwart“ (S. 18 ff. und S. 308 ff.)
2. „'Das Volk ist ein Trost' Deutsche und Juden 1933 – 1945 im Urteil der Jüdischen Zeitzeugen“ (S. 22 ff.) zu entnehmen.

Ich bin dialogbereit, ganz gleich mit welchem Kreise. Vorbedingung ist nur, dass die Partner die zitierten Sätze des Dekalogs akzeptieren und im Kern bejahen, was das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland in Artikel 3 Absatz 3 mit den Worten wiedergibt: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens... benachteiligt oder bevorzugt werden.“

Auch die nichtjüdischen Deutschen dürfen erwarten, dass ohne Tabu um die rechte Erkenntnis des Wirklichen gerungen wird, selbst wenn dies Erfreuliches zutage fördert wie die Auswertung der Zeugnisse der jüdischen NS-Opfer (siehe „Das Volk ist ein Trost“). Ich fühle mich nicht nur berechtigt, sondern auch im Gewissen verpflichtet, Verleumdungen als solche bloßzustellen.¹

Dankbar würde ich es begrüßen, wenn Sie sich zum Dialog bereitfänden, um so die Voraussetzung für ein faires, vorurteilsfreies Miteinander zu schaffen.

Mit freundlichen Grüßen



¹ Ich denke da an das Buch: Robert Gellately „Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk“ auf dessen Rückseite zu lesen steht: „Der Autor ... beweist stichhaltig, dass die Deutschen nicht nur von den Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber wussten, sondern darüber offen informiert wurden und weit aktiver, als bisher bekannt war, mithalfen – durch Zustimmung, Denunziation oder Mitarbeit.“ Das Buch beweist gerade nicht, was der Klappentext verspricht. Dennoch wird es seit Jahren von der Bundeszentrale für politische Bildung gratis vertrieben.

Bei Redaktionsschluss lag noch keine Antwort des Zentralrats der Juden in Deutschland vor.

„Es kommt auf uns an.“

Podiumsdiskussion im Jugendprogramm weist auf Möglichkeiten des werktätigen Christseins in der Welt hin



„Christsein in der Welt – jetzt mal ganz konkret“ lautete der Titel des Podiumsgesprächs im Jugendprogramm des diesjährigen Kongresses „Freude am Glauben“ in Fulda. Glaubwürdigen Christen, die ihre Wertauffassungen sichtbar und für Andere fruchtbar in ihrer beruflichen Tätigkeit umsetzen, sollte ein Forum geboten werden, ihren Wirkungsbereich vorzustellen. Den etwa 150 Zuhörern bot sich ein Markt der Möglichkeiten, Glaube und Beruf miteinander zu verbinden und damit der immer öfter propagierten These, Religion sei Privatsache, entgegen zu treten.

Den Initiatoren der Generation Benedikt (www.generation-benedikt.de) lag daran, den Weltauftrag des christlichen Glaubens in den Vordergrund zu stellen. Trotz eigenen Vorteils ist man sich unter den Vertretern dieses Medienprojektes bewusst, dass die Euphorie über den Papst und der damit verbundene Aufschwung aller mit ihm in Verbindung stehenden Initiativen, Bücher und Berichterstattung ein Phänomen von kurzer Dauer sein kann. Umso dringlicher erscheint es daher, die Euphorie in Energie für die konkrete Einflussnahme auf Kultur, Gesellschaft, Politik und Medien umzusetzen.

Beeindruckende Vorbilder für die Umsetzung dieser Motivation waren die Gäste auf dem Podium: Markus Reder als Chefredakteur der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ wusste aus dem Alltag des medialen Geschäfts zu erzählen. Mit Thomas Schührer, Vorsitzender des Vereins „Durchblick e.V.“ und Herausgeber der gleichnamigen Zeitung, konnte ein bekanntes Gesicht aus der deutschen Lebensrechtsbewegung gewonnen werden. Der Kölner Diözesanjugendseelsorger Pfarrer Mike Kolb bereicherte das Podium nicht

nur durch fundierte Aussagen zum christlichen Menschenbild, sondern zeichnete auch ein realistisches Bild von den Herausforderungen an die kirchliche Jugendarbeit und den Auftritt der Kirche insgesamt in der heutigen Zeit. Der stellvertretende Landesvorsitzende der Jungen Union Hessen, Marian Zachow, übernahm als junger Vertreter der Politik die schwierige Aufgabe, Rede und Antwort zu stehen, wenn es um Fragen an das neue CDU-Grundsatzprogramm, die andauernde Diskussion um Regelungen im Bereich des Lebensrechts und das für viele Teilnehmer unbekannte Innenleben der politischen Parteien ging.

Ein Podium voll von Aktiven und im positiven Sinne Aktionisten garantierte Spannung und Bodenständigkeit. Für allzu beliebige Theorien und realitätsferne Träume von einer besseren Zukunft ohne eigenes Zutun war kein Platz mehr auf der Bühne.

So ermunterte Markus Reder denn auch schon bei der ersten Fra-



ge hinsichtlich seines Werdegangs zum „Ausprobieren“. Allzu schnell redeten heutzutage Erwachsene jungen Menschen mit journalistischer Neigung die Chancen auf eine berufliche Tätigkeit in diesem Bereich aus. Er selbst habe auch erst während seines Studiums seine Neigung für den Einstieg in die Medien entdeckt – und es einfach mal „versucht“. Mit 37 Jahren ist er heute Verantwortlicher an der Spitze der größten katholischen Zeitung Deutschlands und besticht durch wortgewandte Glossen auf Seite 1 der dem Publikum vertrauten Zeitung. Der Versuch scheint gelungen.

Über die Unausweichlichkeit gelegentlicher Rückschläge und Enttäuschungen konnte Marian Zachow berichten. Der Doktorand in evangelischer Theologie, der sowohl kommunalpolitisch im Rahmen der CDU als auch landespolitisch für die Junge Union engagiert ist, weiß als wertbewusster Jungpolitiker von den scheinbar unüberwindlichen Hürden etwa für die Anliegen der Lebensrechtsbewegung. Das von Thomas Schührer beklagte Korsett politisch Verantwortlicher in diesem Bereich bezeichnete er als „ein selbst gemachtes“. Es bedürfe zwar des Mutes, derlei gesellschaftspolitische Fragestellungen aufzuwerfen, sei jedoch nicht unmöglich, wie auch verschiedene Beispiele aus seiner Tätigkeit dokumentierten. So habe die Junge Union Hessen etwa beim Deutschlandtag der Jungen Union Deutschland 2006 das heiße Eisen Paragraph 218 angefasst – und viel Zustimmung erhalten.

Viel Lob, explizit für diese Initiative, erhielt der Jungpolitiker von Seiten der Initiatoren der „Embryonen-Offensive“. Thomas Schührer sieht Aufbrüche gerade in den Reihen der Jungen Union bei vielen Themen und ermunterte daher dazu, die Hoffnung nicht aufzugeben, amtierenden Politikern die Pensionierung nahe zu legen und jungen Wertkonservativen in der Politik konkrete Unterstützung zukommen zu lassen. Er selbst versucht das durch öffentlichkeitswirksame Aktionen zum Thema Abtreibung. So sei die Idee, Modelle von Embryonen in angemessener Aufmachung den Menschen in die Hand zu geben,

nach dem Vorbild ähnlicher Initiativen aus den USA, als Bewusstseinsbildungs-Kampagne gedacht. Der passionierte Kämpfer für das Lebensrecht Ungeborener kündigte außerdem an, dass bei künftigen Auftritten 1.000 Kinderschuhpaare eindrucksvoll veranschaulichen sollten, für wie viele Kinder an jedem Arbeitstag in Deutschland der Mutterleib zum Ort ihres Todes wird. Sein Aufruf, dass der Kampf für das Leben nicht in Konferenzräumen, sondern auf der Straße gewonnen werde, erhielt anhaltenden Applaus. Nach Auffassung von Thomas Schührer beginnt ein Engagement im Bereich Lebensrecht mit einem „ersten lausigen Schritt“, etwa der bloßen Mitgliedschaft in einem oder mehreren Lebensrechtsverbänden, dem Schreiben eines Leserbriefs oder dem Besuch einer Veranstaltung.

In eine ähnliche Kerbe schlagend rief Pfarrer Mike Kolb zur aktiven Beteiligung von Laien am kirchlichen Auftrag auf. Er kritisierte, dass nur noch selten auf das Fundament sozialer Tätigkeit der Kirche hingewiesen werde: das Bild vom Menschen als von Gott geliebtes Wesen, gründend auf dem Bild vom christlichen Gott, der die Liebe selbst sei. Mike Kolb führte aus, dass Menschen wieder spüren müssten, weshalb sich die Kirche für sie einsetze, an ihrer Seite stehe oder auch im Fall des Lebensrechts politisch aktiv werde. Aktionismus ohne klaren Hinweis auf die Motivationshintergründe habe keine langen

Halbwertszeiten. Die Diskussion über das in den Unionsparteien viel zitierte „christliche Menschenbild“ aufgreifend warf der junge Priester die Frage auf, wie man ein christliches Menschenbild vertreten wolle, wenn man gleichzeitig den Schöpfer des Menschen nicht klar beim Namen zu nennen bereit sei. Mit Blick auf die Kirche und kirchliche Jugendarbeit stellte der Jugendseelsorger fest, dass man auch weiterhin „breit aufgestellt“ bleiben müsse. Die Kirche müsse gemäß dem Thema des Kongresses auch weiterhin Heimat für viele sein, ohne dabei das ihr von Jesus Christus selbst aufgegebene Profil zu verlieren.

Die Diskussion wurde abschließend durch die Frage aus dem Publikum bereichert, ob die meisten Politiker und Bischöfe heute feige seien. Gestellt wurde die Frage vor dem Hintergrund des Zitats von Konrad Adenauer, wonach der Mut in der Politik das Wichtigste sei.

Alle Podiumsteilnehmer beklagten eine mitunter unverständliche Verzagtheit im deutschen Episkopat, ergänzten den Wunsch nach mutiger Führung jedoch um den Hinweis auf das dazu notwendige eigene Zeugnis. Ein unterstützendes Wort für den örtlichen Bischof könne dabei mehr bewirken als andauernde Kritik.

Dieser Gedanke entsprach dem gemeinsamen Fazit aller Podiumsteilnehmer: Es kommt auf uns an. Hier und jetzt. □



Die Podiumsteilnehmer von links: Marian Zachow, Mike Kolb, Nathanael Liminski, Thomas Schührer, Markus Reder

Aus Feinden Freunde machen

Ein hochkarätig besetztes Podium diskutiert Wege und Grenzen der Verständigung unter den Völkern

Es begann mit zwei kleinen Impulsen. Der Moderator (Jürgen Liminski) griff einen Schlüsselbegriff des Titels „Aus Feinden Freunde machen“ auf, indem er die alten Römer bemühte, die Freundschaft so definierten: *Idem velle atque idem nolle* – das Gleiche wollen und das Gleiche nicht wollen. Aber das reiche nicht, sagte er, wenn zwei Völker das gleiche Land beanspruchten. Es müsse ein Wollen im Sinn der Liebe sein, also das Gute für den anderen wollen, immerhin sei die Liebe ja auch nach Augustinus der erste Akt des Willens. Und in diesem Sinn kam er auf den zweiten Impuls, den er in eine kleine Geschichte kleidete. Er erzählte aus der Novelle „Der spanische Rosenstock“ von Werner Bergengruen, wie ein Liebespaar, nachdem es Irrungen und Wirrungen überwunden hat, sich ausspricht und der Held der Geschichte, Leander, den weisen Satz sagt: „Wohl bewährt

sich die Liebe in der Treue, aber sie vollendet sich in der Vergebung.“ Und dann schließt er die Frage an die hochkarätig besetzte Runde an: Ist Vergebung als Voraussetzung für Freundschaft immer möglich?

Der Bischof von Banja Luka, Franjo Komarica, der seit fast zwei Jahrzehnten in einer Region lebt, die von Hass und Krieg zerrüttet ist, wies darauf hin, dass Vergebung bisweilen das Menschenmögliche übersteigt. „Wie soll ich einem Mann, dessen Tochter vom Nachbarn vergewaltigt worden ist, sagen, dass er diesem Nachbarn von Herzen verzeihen und damit auch wieder vertrauen soll?“ Sicher, „zur Versöhnung gibt es keine Alternative und deshalb ist die Vergebung alternativlos“, aber nicht jeder, auch nicht jeder Christ, könne diesen Schritt tun. Es müsse auch nicht immer das Opfer sein, dem man diesen Schritt abverlange. „Wer diesen Schritt der Vergebung

oder der Bitte um Vergebung zuerst gehen kann, der soll es tun.“

Der Botschafter der Republik Polen in Deutschland, Marek Prawda, erläuterte mit ungewöhnlicher Offenheit und Klarheit, dass Versöhnung kein Selbstzweck sei, sondern im Licht der Geschichte, mithin auch der Zukunft gesehen werden müsse. Insofern müsse man „historische Wahrheiten auch gemeinsam ertragen“, als ersten Schritt zur Versöhnung. In diesem Sinn sei die deutsch-polnische Versöhnung auch „eine unvollendete Erfolgsgeschichte“. Man habe ein umfangreiches Netzwerk des Dialogs eingerichtet und dennoch gebe es Spannungen. Das liege an der „Ungleichzeitigkeit der Erinnerungsprozesse“. Die Erinnerung in Polen und in Deutschland erfolgten zu unterschiedlichen Zeiten, was die Verständigung erschwere. Die Versöhnung brauche auch ihren Moment, sonst rede man aneinander vorbei.

Dem stimmte der Gesandte der israelischen Botschaft, Ilan Mor, der wegen der Pensionierung des Botschafters derzeit die Nummer eins der israelischen Vertretung in Deutschland ist, zu und ergänzte mit Blick auf seine Region, dass man in die Zukunft schauen müsse, um so die notwendige Gleichzeitigkeit für die Versöhnung zu finden. In diesem Sinn halte er sogar „eine Freundschaft mit den Palästinensern“ für möglich. Freundschaft habe ihr Fundament im Vertrauen. Deshalb müsse man das Misstrauen abbauen, da sei man mit Teilen der Palästinenser auf gutem Wege. Die radikale Organisation Hamas allerdings „ist kein Ansprechpartner“, denn man könne kein Vertrauen aufbauen zu einer Gruppe, die expressis verbis die Vernichtung Israels als Ziel ihres Handelns definiere. Vergebung



Die Podiumsteilnehmer von links: Bernd Posselt MdEP; Marek Prawda, Polen; Bischof Franjo Komarica, Banja-Luca; Jürgen Liminski, Moderator; Ilan Mor, Israel

brauche die Gleichzeitigkeit und die Beidseitigkeit. Wenn eine Gruppe die Versöhnung nicht wolle, könne sie auch nicht stattfinden. Das sei mit der PLO „langfristig möglich“ und werde zu einem „historischen Kompromiss“ führen. Bei der Hamas aber sehe er das nicht. Die Hamas wolle Israel vernichten und die Israelis vertreiben. „Aber wir werden bleiben, es darf keine zweite Shoa geben.“

Der CSU-Europa-Abgeordnete Bernd Posselt, der auch Präsident der Paneuropa-Union ist, erläuterte den europäischen Aspekt der Versöhnung. Der Gründer der Paneuropa-Bewegung, Coudenhove-Kalergi, habe nach dem ersten Weltkrieg für das Selbstbestimmungsrecht der Völker geworben, weil dies die Mitbestimmung im größeren Konzert der Völker, mithin den Dialog über Grenzen hinweg erst ermögliche. Europa habe dann im zweiten Weltkrieg seine ursprüngliche Souveränität verloren, und die Europäische Union sei „nichts anderes als der Versuch, die Souveränität nach Europa zurückzuholen“. Europa verbinde, Grenzen teilten. Deshalb sei es auch nicht verwunderlich, dass die großen Europäer der Nachkriegszeit Männer aus Grenzregionen seien – Adenauer aus dem Rheinland, Schumann aus Lothringen, de Gasperi aus Trient – , die leidvoll erlebt hätten, wohin Ausgrenzung und Nationalismus führen können.

Posselt sieht ein Hauptproblem darin, dass die Völker Europas und in Krisenregionen heute zu wenig voneinander wissen. Vertrauen und Verständigung setze Wissen voraus. Insofern plädierte auch der polnische Botschafter dafür, „das Narrativ des Ostens“ zu berücksichtigen. Die Prozesse der Kommunikation müssten offener gestaltet werden. „Geschichte interessiert uns nicht wegen der Geschichte, sondern wegen der Zukunft.“ In diesem Sinn ergänzte der geschäftsführende Botschafter Israels, dass man mit der Erinnerung keine nationalistischen Emotionen schüren und vielmehr nach dem Motto verhandeln solle: Leben und leben lassen. Posselt verneinte in diesem Zusammenhang eine (britische) Diplomatenweisheit, wonach es in der Staatenwelt keine Freunde, sondern nur Interessen gebe. Auch Staaten könnten Freundschaft leben. Dazu bedarf es allerdings einer Mentalitätsveränderung, die zum Beispiel im deutsch-französischen Verhältnis eingekehrt sei. Seit Jahren bezeugten die überwiegenden Mehrheiten in Deutschland und Frankreich bei Umfragen, dass man das Nachbarvolk für den engsten Freund des eigenen Landes halte. Das aber sei keine Garantie. Freundschaft unter Völkern müsse wie unter Einzelpersonen immer wieder aktualisiert und erneuert werden. „Wenn man die Freundschaft und Demokratie als selbstverständlich ansieht, dann sind sie schon gefährdet.“

Posselt erinnerte an ein Wort des früheren Präsidenten Frankreichs, François Mitterrand, der in seiner letzten Rede vor dem Europa-Parlament gesagt hatte: „Nationalismus bedeutet Krieg.“ Und Ilan Mor wies darauf hin, dass im Nahen Osten der Nationalismus untrennbar mit der Religion verknüpft sei, allein der arabische Begriff der Umma (Nation) stehe für die Gemeinschaft aller arabisch sprechenden Muslime. Bischof Komarica blieb es vorbehalten, in seinem Schlusswort indirekt darauf einzugehen. Das Recht auf Selbstbestimmung und Souveränität, auf Freiheit und Anerkennung entfalte nur dann einen Sinn, wenn es in Gott gründe. Ein Recht ohne Rückbezug auf den Schöpfer drohe sich zu verselbständigen und damit zu pervertieren. Hier freilich stoße man auf neue Grenzen, Grenzen des Geistes und der Ideologien. Wer keinen Gott anerkenne oder einen Gott, der nicht die Liebe ist, mit dem sei es auch schwierig, sich auf fundamentale Menschenrechte zu verständigen.

Hier tauchten neue Fragen nach der Rolle der Religionen oder auch der Medien auf, die nach Meinung nicht weniger Teilnehmer im Publikum eine Fortsetzung des Gesprächs erforderten. Das wird vermutlich beim nächsten Kongress Freude am Glauben der Fall sein. □

Ohne Hilfe von außen wäre das Überleben der Katholiken in Bosnien-Herzegowina nicht möglich: Bischof Franjo Komarica aus Banja Luka.



Neuer Himmel und Neue Erde

Eine Betrachtung über die Zukunft der Schöpfung

1. Das Verhältnis zwischen Schöpfung und neuem Kosmos

Vor Jahren war ich einmal in Italien mit einer Gruppe von Pilgern unterwegs. Der Reisebus fuhr an der Adria entlang, und die Meeresküste bot ein wunderbares Bild. Gerade bei dieser Gelegenheit traf es sich, dass ein biblischer Text zur Meditation vorgetragen wurde. Die Stelle aus der Offenbarung des Johannes begann folgendermaßen: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr“ (Offb 21,1).

„Das Meer ist nicht mehr“ – „Ach, das ist aber schade“, meinte jemand. „Die Adria ist doch so schön. Sollte die so einfach verschwinden?“

Wenn wir über die Schöpfung Gottes nachdenken, dann müssen wir auch die Zukunft des Schöpfungswerkes in unsere Betrachtung einbeziehen. Dies soll nun geschehen unter dem Titel „Neuer Himmel und Neue Erde“. Wird die Schöpfung völlig neu gestaltet, so dass es gar keine Verbindung mehr gibt mit unserer jetzigen Situation? Oder ist die endzeitliche Zukunft nur die Fortsetzung der Welt, die wir jetzt erleben? Es stellt sich also die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität zwischen der Schöpfung von heute und dem neuen Kosmos, auf den wir hoffen.

2. Die alttestamentliche Verheißung

Die Verheißung vom „neuen Himmel“ und der „neuen Erde“ findet sich bereits am Ende des Prophetenbuches Jesaja:

„Ja, vergessen sind die früheren Nöte, sie sind meinen Augen entschwunden. Denn schon erschaffe ich

einen neuen Himmel und eine neue Erde. Man wird nicht mehr an das Frühere denken, es kommt niemand mehr in den Sinn. Nein, ihr sollt euch ohne Ende freuen und jubeln über das, was ich erschaffe“ (Jes 65,16-18; vgl. 66,12).

Die Rede von „Himmel und Erde“ nimmt Bezug auf den Beginn der Heiligen Schrift im Buche der Genesis: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Gen 1,1). „Himmel und Erde“ meint die gesamte Welt, das ganze geordnete Universum¹. Die gleiche Formel finden wir unter anderem im Segen Melchisedeks: „Gesegnet sei Abram vom Höchsten Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde“ (Gen 14,19).

Die Verheißung Gottes, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen, wird im Buche Jesaja auf Jerusalem und Juda bezogen (Jes 65,18-25). Es wird kein Weinen mehr geben (Jes 65,19). Die Menschen werden Häuser bauen und die Früchte ihrer Arbeit genießen (Jes 65,21f). Dieses Bild der Zukunft klingt noch recht irdisch, zumal wenn vorausgesetzt wird, dass die Menschen zwar in Ruhe sehr alt werden, aber doch einmal sterben müssen: „In meinem Volk werden die Menschen alt wie die Bäume“ (Jes 65,22). Es gibt „keinen Greis, der nicht das volle Alter erreicht; wer als Hundertjähriger stirbt, gilt noch als jung, und wer nicht hundert Jahre alt wird, gilt als verflucht“ (Jes 65,20). Die bekannte messianische Verheißung aus dem ersten Teil des Buches Jesaja wird wieder aufgenommen, wenn es heißt: „Wolf und Lamm weiden zusammen, der Löwe frisst Stroh wie das Rind ...“ (Jes 65,25).

Die Zukunftsverheißungen von Trito-Jesaja weisen den Blick des gläubigen Volkes auf die Zukunft, auf das zukünftige Handeln Gottes des Schöpfers. So wie Gott in seinem machtvollen Wirken Himmel und Er-

de geschaffen hat, so hat er sein Volk aus der Gefangenschaft Babylons befreit, und so wird er auch in der Endzeit handeln, um die Sehnsucht des Menschen nach Glück zu erfüllen. Doch sind alle einzelnen Aussagen hier wörtlich zu nehmen? Sind der „neue Himmel“ und die „neue Erde“ nur die Fortsetzung des irdischen Glückes, das dann am Ende doch vom Tode abgebrochen wird? Wird es in der neuen Welt Wölfe, Lämmer und Löwen geben? Werden Löwen jemals Stroh fressen wie eine Kuh?

3. Die Auferstehung Jesu als systematischer Ausgangspunkt

Die alttestamentlichen Verheißungen sind zu deuten vom Neuen Testament her, und zwar vom geschichtlichen Ereignis der Auferstehung Jesu Christi². Hier liegt der Schlüssel für die rechte Erklärung des neuen Himmels und der neuen Erde. Schon der Kirchenvater Ambrosius betont: „In Christus ist die Welt auferstanden, der Himmel und die Erde; es wird nämlich einen neuen Himmel und eine neue Erde geben“³.

Die Auferstehung am dritten Tag verwandelt den Leichnam Jesu in einen verklärten Leib, der nicht mehr dem Leid und dem Tod unterliegt. Die Jünger erfahren am Ostertage, wie der Herr durch verschlossene Türen bei ihnen eintritt (Joh 20,19). Die beiden Männer, die auf dem Weg nach Emmaus die Begleitung des Auferstandenen erfahren, erkennen ihn erst, als er zu Tisch für sie das Brot bricht (Lk 24,30f). Diese Erfahrungen unterstreichen den Unterschied zwischen der irdischen und der verklärten Leiblichkeit. Auf der anderen Seite wird aber auch die Identität des Leibes Jesu deutlich: der auferstandene Herr, der durch verschlossene Türen in das Haus tritt, zeigt den Jüngern seine

Hände und seine Seite (Joh 20,20). Dem Apostel Thomas legt er nahe, den Finger in die Male der Nägel und die Hand in die Seitenwunde zu legen (Joh 20,25.27). Der gleiche Leib, der das furchtbare Leiden des Kreuzes erfahren hat, ist auferstanden mit neuen Eigenschaften, welche die irdische Schwere geheimnisvoll übersteigen. Die Begegnung der Jünger mit Christus dem Auferstandenen erschließt also gleichzeitig die Kontinuität des Leibes mit der irdischen Situation und die Diskontinuität. Es gibt keine bruchlose Identität, sondern die Verwandlung zu einem neuen Leben.

Die neue Leiblichkeit ist dabei zusammen zu sehen mit der Verheißung Jesu bezüglich der Ehe: „Wenn ... die Menschen von den Toten auferstehen, werden sie nicht mehr heiraten, sondern sie werden sein wie die Engel im Himmel“ (Mk 12,25; vgl. Mt 22,30; Lk 20,36). Die Situation der Ehe, die durch die Zeugung ein Gegengewicht bildet zum leiblichen Tod, wird abgelöst durch ein Leben, das den Tod grundsätzlich überwindet. Jesus sagt hier nicht, dass der Mensch zum Engel wird, wohl aber, dass er an der Lebensweise der himmlischen Geister teilnimmt⁴. Deren Existenz wird ganz und gar bestimmt durch die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott, wie das Wort Jesu über die „Kleinen“ deutlich macht: „Hütet euch davor, einen von diesen Kleinen zu verachten! Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen stets das Angesicht meines himmlischen Vaters“ (Mt 18,10).

4. Die Eigenschaften des Auferstehungsleibes in paulinischer Sicht

Die Neuheit des zukünftigen Leibes wird besonders durch Paulus betont. Der Apostel spricht hier von „Unsterblichkeit“ (athanasía), „Unvergänglichkeit“ (aftharsía), „Herrlichkeit“ (dóxa), „Kraft“ (dynamis) und einem „geistigen Leib“ (soma pneumatikón) (1 Kor 15,43f.53f). Damit ist gemeint ein Geformtsein vom Heiligen Geist, das dem Leben „im Geiste“ entspricht⁵.

Das „geistig“ oder „geistlich“ Sein bedeutet gleichzeitig eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Leben der Seele, die den Leib vollkommen beherrscht, wie eine systematische Vertiefung der paulinischen Aussagen deutlich machen kann. Eine solche Weiterführung

der Hinweise des Völkerapostels zum Auferstehungsleib findet sich im Mittelalter. Dabei werden die übrigen Aussagen des Neuen Testaments über die Auferstehung Jesu und die zukünftige Seinsweise der erlösten Menschen einbezogen. Diese systematische Zusammenschau der biblischen Theologie hebt in der Regel vier endzeitliche Eigenschaften heraus, die als „Brautgaben der Auferstandenen“ bezeichnet werden⁶.

Dazu gehört erstens die impassibilitas, also die Überlegenheit über das Leid, den Tod und die Vergänglichkeit. Die Überwindung des Todes wird aufs deutlichste betont von der Offenbarung des Johannes: „Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal“ (Offb 21,4).

Zweitens wird genannt die subtilitas, die „Feinheit“ des Leibes, welcher der Daseinsweise des Geistes angenähert wird mit der Möglichkeit, körperliche Hindernisse zu überwinden. Als Beispiel dafür werden angeführt die Auferstehung Jesu aus dem versiegelten Grab (Mt 28,2-8) und das Eintreten des Auferstandenen durch verschlossene Türen (Joh 20,19.26). Nach dem Philipperbrief wird Christus „unseren armseligen Leib verwandeln in die Gestalt seines verherrlichten Leibes, in der Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann“ (Phil 3,21).

Als dritte „Brautgabe der Seligen“ erscheint die Beweglichkeit (agilitas). Durch die Schnelligkeit der Bewegung ist der auferstandene Leib ganz dem Willen der Seele unterworfen. Für diese Kennzeichnung erwähnen die mittelalterlichen Theologen gerne den Hinweis des Paulus auf die „Kraft“ (1 Kor 15,43), aber auch das Buch der Weisheit: die Gerechten werden beim „Endgericht aufleuchten wie Funken, die durch ein Stoppelfeld sprühen“ (Weish 3,7).



Der Prophet Jesaia. Von Michelangelo, aus dem Deckenfresko der Sixtinischen Kapelle
Die Verheißung vom „neuen Himmel und der neuen Erde“ findet sich bereits am Ende des Prophetenbuches Jesaia: „Ja, vergessen sind die früheren Nöte, sie sind meinen Augen entschwunden. Denn schon erschaffe ich einen neuen Himmel und eine neue Erde. Man wird nicht mehr an das Frühere denken; es kommt niemand mehr in den Sinn. Nein, ihr sollt euch ohne Ende freuen und jubeln über das, was ich erschaffe.“ (Jes 65, 16-18)

Die vierte Eigenschaft des Auferstehungsleibes ist schließlich die „Klarheit“ bzw. der „Glanz“ (claritas): in der Schönheit des Körpers strahlt der Glanz der Seele wider, die in unermesslicher Seligkeit Gott schaut von Angesicht zu Angesicht. Der auferstandene Leib ist dann gleichsam der leuchtende Spiegel der Seele. Neben dem paulinischen Hinweis auf den „Glanz“ (doxa) beruft man sich hier auf das Vorbild der Verklärung Jesu (Mt 17,2 parr.), auf das Licht des Auferstandenen, das Saulus auf dem Weg nach Damaskus umstrahlt (Apg 9,3), und auf eine Verheißung des Herrn über das Ende der Welt, worin die Heilserwartung des Prophetenbuches Daniel aufgenommen wird: „Dann [nach dem Jüngsten Gericht] werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten“ (Mt 13,43⁷).

Der Auferstehungsleib ist also gekennzeichnet, nach dieser auch heute durchaus nicht überholten klassischen Beschreibung, durch die Überlegen-



Die Schöpfung – Im Spiegel von Glaube und Vernunft – 15. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2007; ISBN 978-3-9808068-6-2; zu bestellen bei: Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg.

heit über das Leid, durch die der Seele gleichförmige Feinheit, durch Beweglichkeit und durch einen Glanz, in dem die endzeitliche Herrlichkeit der Gnade aufstrahlt. Diese Kennzeichnung des menschlichen Leibes müssen wir bedenken, wenn wir über die Zukunft der gesamten Schöpfung nachdenken, über den „neuen Himmel“ und die „neue Erde“.

5. Die Zukunft des Kosmos nach dem Neuen Testament

5.1 Die wichtigsten Texte

Die Verheißung des Buches Jesaja wird im Neuen Testament aufgenom-

men vor allem durch die Offenbarung des Johannes. „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Offb 21,1) – mit diesen Worten beginnt die visionäre Beschreibung der künftigen Schöpfung nach der Wiederkunft Christi. Von einem „neuen Himmel“ und einer „neuen Erde“ spricht auch der Zweite Petrusbrief (2 Petr 3,13).

Daneben gibt es aber noch andere Ausdrücke für die Neugestaltung der Welt am Ende der Zeit. Dazu gehört das Wort *palingenesía*, das sich mit „neue Geburt“ oder „neue Schöpfung“ übersetzen lässt: „Amen, ich sage euch: Wenn die Welt neu geschaffen wird (en te *palingenesía*) und der Menschensohn sich auf den Thron der Herrlichkeit setzt, werdet ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten“ (Mt 19,28). Neben diesem Jesuswort findet sich in der Apostelgeschichte, in einer Predigt des Apostels Petrus, der Hinweis auf die „Wiederherstellung aller Dinge“ (*apokatástasis ton pánton*): der Herr Jesus ist im Himmel aufgenommen „bis zu den Zeiten der Wiederherstellung von allem, die Gott von jeher durch den Mund seiner heiligen Propheten verkündet hat“ (Apg 3,21).

Neben den genannten Schlüsselbegriffen vom neuen Himmel und der neuen Erde, von der „Neugeburt“ und der „Wiederherstellung von allem“, bietet der Römerbrief eine wichtige Stelle, welche die Teilhabe der gesamten Schöpfung an der zukünftigen Verherrlichung betont:

„Die ganze Schöpfung erwartet sehnsüchtig das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der

Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung. Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden“ (Röm 8,19-23).

Nach der zitierten Stelle befindet sich derzeit noch die gesamte Schöpfung unter dem Joch der Vergänglichkeit (*fthorá*), aber sie erwartet die zukünftige Herrlichkeit (*dóxa*). Die Schöpfung nimmt auf diese Weise teil am Los des Menschen, der nach dem Vorbild Christi auferstehen wird. Derjenige, der die Schöpfung der Vergänglichkeit unterworfen hat, wird unterschiedlich gedeutet: entweder handelt es sich um Gott selbst, der in seinem Heilsplan die Welt der Situation des Menschen angepasst hat, oder aber um den Stammvater Adam, von dessen Sünde der gegenwärtige Zustand der Welt abhängt⁹. Beide Deutungen können, von der Sache her, zusammenfallen. Wenn wir den Hinweis auf den Einfluss der Ursünde beziehen, dann muss damit nicht eine physische Veränderung der Welt nach der ersten Sünde gemeint sein. Es kann auch bedeuten, dass Gott im Vorauswissen um die Sünde des Menschen die ihn umgebende Welt an den Verlust des Paradieses angepasst hat¹⁰.

Fortsetzung folgt

¹ Vgl. C. Westermann, Genesis I (BKAT I/1), Neukirchen-Vluyn 31983, 140f.

² Zur systematischen Verbindung zwischen der Auferstehung Jesu und der Verwandlung der materiellen Schöpfung vgl. L. Scheffczyk, Auferstehung. Prinzip christlichen Glaubens, Einsiedeln 1976, 235-244.

³ Ambrosius, De excessu fratris Satyri 2,102 (CSEL 73, 305): „Resurrexit in eo mundus, resurrexit in eo caelum, resurrexit in eo terra; erit enim caelum novum et terra nova“.

⁴ Vgl. Augustinus, De civitate Dei XXII,17 (ed. C.J. Perl, Paderborn 1979, 811-813).

⁵ Vgl. J. Kremer, Der Erste Brief an die Korinther (RNT), Regensburg 1997, 352-364.

⁶ Vgl. etwa Thomas von Aquin, Suppl. q. 82-85; K. Jüssen – F. Diekamp, Katholische Dogmatik nach den Grundsätzen des hl. Thomas III, Münster 131962, 435-437.

⁷ Vgl. Dan 12,2f: „Von denen, die im Land des Staubes schlafen, werden viele erwachen, die einen zum ewigen Leben, die anderen zur Schmach, zu ewigem Abscheu. Die Verständigen werden strahlen, wie der Himmel strahlt; und die Männer, die viele zum rechten Tun geführt haben, werden immer und ewig wie die Sterne leuchten“.

⁸ Ein umfassendes Dossier der Texte, wenngleich mit einer fragwürdigen Deutung (welche die kosmologische Tragweite der Aussagen leugnet), findet sich bei

A. Vögtle, Das Neue Testament und die Zukunft des Kosmos, Düsseldorf 1970.

⁹ Vgl. H. Schlier, Der Römerbrief (HThK VI), Freiburg i. Br. 21979, 261; U. Wilckens, Der Brief an die Römer (Röm 6-11) (EKK VI/2), Zürich u.a. 21987, 154f.

¹⁰ Eine andere Auslegung bietet L. Scheffczyk, Die heile Schöpfung und das Seufzen der Kreatur, Weilheim-Bierbrunn 1992, 79-90: danach ist nicht die Natur selbst gestört, sondern nur das Naturverhältnis des Menschen (89); dazu gesellt sich „ein Einfluss der bösen Mächte auf die Natur“ als Folge der Sünde (90). Diese Deutung erklärt freilich nicht das Unterworfensein unter die Vergänglichkeit.

Die heilige Elisabeth von Thüringen

Biographisches zum Elisabethjahr 2007

Die Kirche erinnert durch besondere Geburtstags- oder Todestagsjubiläen immer wieder an ihre großen Heiligen und versucht somit, diese als Vorbilder und Fürsprecher wieder stärker in Erinnerung zu rufen.

Seit November 2006 wird vor allem an den historischen Wirkungsstätten und in den entsprechenden Patronatskirchen der hl. Elisabeth von Thüringen gedacht. Elisabeth wurde im Jahre 1207 als Tochter des ungarischen Königs Andreas II. und seiner Gemahlin Gertrud geboren. Als Geburtsort wird die ungarische Burg Sárospatak angenommen. Bereits als Vierjährige wurde Elisabeth zur Erziehung an den Hof des thüringischen Landgrafen Hermann I. übergeben und mit dessen ältesten Sohn Ludwig verlobt. Nach den Aussagen ihrer Gefährtin und Dienerin Guda zeichnete sie sich schon als Kind durch ihre große Liebe zu Gott und zu den Armen aus.

1221 heiratete unsere Heilige den sieben Jahre älteren Ludwig, der seit 1217 regierender Landgraf war. Von beiden ist bekannt, dass sie sich trotz der arrangierten Ehe in inniger Liebe zugetan waren, und bereits im Folgejahr wurde der älteste Sohn Hermann geboren. Auch die tiefe Religiosität verband die jungen Eheleute miteinander.

Die neu aufblühende Armutsbewegung des hl. Franz von Assisi erreichte 1224 in Gestalt des Laienbruders Rodeger den thüringischen Hof. Bruder Rodeger unterrichtete in der Folgezeit die junge Fürstin in den Lehren seines Meisters, die im Gegensatz zu den zahlreichen

häretischen Bewegungen jener Zeit das Ideal evangelischer Armut mit wahrer Liebe und Gehorsam gegenüber der katholischen Kirche verband. Doch Elisabeth suchte auch nach einem geeigneten Beichtvater, den Ludwig 1226 im Weltpriester Konrad von Marburg erblickte. Konrad vereinte persönliche Armut, theologische Bildung und große Beredsamkeit. Elisabeth leistete im selben Jahr im Eisenacher Katharinenkloster ein



Elisabeth bei einer Kranken. Glasfenster in der Elisabethen-Kirche in Marburg, vor 1250

doppeltes Gelübde: ihrem Beichtvater Konrad versprach sie Gehorsam, und für den Fall, dass Ludwig vor ihr sterben sollte, gelobte sie ewige Keuschheit.

Ludwig hatte mit Konrad bewusst einen Kreuzzugsprediger an seinen Hof berufen. Er selbst bereitete nämlich seine Teilnahme an jenem großen Vorhaben vor, und Elisabeth sollte auf ihre Weise, durch Gebet und Buße, zur Befreiung der Heiligen Stätten beitragen. Zugleich

begann Konrad, Elisabeth in strenge Zucht zu nehmen und sie somit auf dem Weg der Heiligkeit zu leiten. Die Königstochter lebte mitten im fürstlichen Prunk in Einfachheit und Armut und enthielt sich aller Güter, die aus ungerechter Herkunft stammten. Sie wachte nachts betend, trug raue Untergewänder und ließ sich von ihren Dienerinnen geißeln. Zudem spann sie, entgegen der höfischen Etikette, mit ihren Dienerinnen Wolle für die

Armen und die Franziskaner, ließ ein Hospital am Fuße der Wartburg errichten, pflegte Kranke, nähte Totenhemden für Arme und wusch und kleidete selbst manchen Toten ein. Elisabeths Freigiebigkeit überschritt das Maß der gewohnten Wohltätigkeit weit. Zugleich warb sie im Adel für ihre Lebensweise, weshalb sie vielen suspekt wurde. All das wurde aber von ihrem Gatten gutgeheißen und unterstützt.

Im Sommer 1227 begab sich Ludwig auf jenen Kreuzzug, von dem er nicht wieder zurückkehren sollte. Er erlag bereits am 11. September 1227 im süditalienischen Otranto einer schweren Seuche, ohne das Ziel seiner Reise erreicht zu haben. Mit Ludwig verlor Elisabeth nicht nur ihren Ehemann und den

Vater ihrer drei Kinder Hermann, Sophie und Gertrud, sondern auch ihren Fürsprecher und Beschützer am Hof. Unter dem Druck ihres Schwagers Heinrich Raspe, der sie all ihrer Besitztümer beraubte, verließ sie mit Kindern und Dienerinnen die Wartburg und musste selbst wie eine Obdachlose nach einer Unterkunft suchen. Standesgemäß wurden die drei Kinder zur Erziehung weggegeben. So gelangte etwa Gertrud, die jüngste Tochter, ins Prämonstra-

tenser-Kloster nach Altenberg an der Lahn, wo sie als Äbtissin segensreich wirkte und im Rufe der Heiligkeit verstarb.

Elisabeth konnte nun den von ihr frei gewählten Weg der Armut voll verwirklichen. Konrad verhinderte dabei aber als Vormund, dass Elisabeth auf das ihr zustehende Vermögen gänzlich verzichtete. Die junge Elisabeth wurde zunächst zu ihrem Onkel, dem Bischof Ekbert von Bamberg gebracht, der sie 1228 auf der Burg Pottenberg festsetzen ließ, um sie zu einer Heirat mit Kaiser Friedrich II. zu zwingen. Aus dieser Haft konnte sie erst entkommen, als sie sich bei der Überführung der Gebeine ihres Gatten Ludwig als Landgräfin zeigen musste. Ihr Seelenführer Konrad veranlasste mit Hilfe eines päpstlichen Schutzbriefes, dass Elisabeth das ihr zustehende Wiwenvermögen ausbezahlt bekam.

Elisabeth selbst siedelte nach diesen Vorkommnissen nach Marburg um, jenem Ort, aus dem Konrad wohl stammte. Die Heilige ließ von ihrem Witwengeld ein großes Hospital für Arme und Kranke erbauen, das sie dem hl. Franziskus weihen ließ. Damit war das Marburger Hospital ei-

nes der ersten Franziskuspatrozinien in Europa, ohne dass es von Franziskanern geleitet wurde. Auch ihre gesamte verbliebene Habe verschenkte Elisabeth nach und nach und widmete sich selbst der Krankensorge. Dabei verstand sie all ihr Tun als aktive christliche Mission, weshalb sie auch schon einmal eine widerwillige Frau mit einer Rute zum Beichten zwingen konnte. Es blieb Konrads Aufgabe, seine Schutzbefohlene immer wieder auf ein angemessenes Maß, auch in der Mildtätigkeit und in den eigenen Bußübungen, zu drängen.

Dennoch führten die hohe Arbeitsbelastung, die karge Kost, der enge Umgang mit den Kranken und die harten Bußübungen dazu, dass Elisabeth bereits im Alter von 24 Jahren in der Nacht vom 16. zum 17. November 1231 verstarb. Der Leichnam, der zwei Tage aufgebahrt blieb, soll dabei jenen Wohlgeruch verströmt haben, der bei vielen Heiligen wahrnehmbar ist. Auf ihren eigenen Wunsch wurde Elisabeth am 19. November 1231 in ihrer Hospitalkapelle beigesetzt.

Konrad von Marburg machte sich nun daran, die Kanonisation jener großen Heiligen voranzutreiben, die ihm im Leben anvertraut war, und wandte sich dabei direkt an Papst Gregor IX. Er sammelte Berichte von Wundern, die sich am Grabe Elisabeths zugetragen hatten, und konnte auch den Erzbischof von Mainz als Bittsteller gewinnen. Nach einem ausführlichen Prozess, bei dem über 600 Zeugen vernommen wurden, wurde Elisabeth bereits 1235, nur vier Jahre nach ihrem Tod, durch Papst Gregor IX. zur Ehre der Altäre erhoben.

Konrad, der viele Jahre als Inquisitor tätig war, konnte das Ziel seiner Bestrebungen nicht mehr erleben, da er bereits im Jahre

Der Weg zur Vollkommenheit führt über das Kreuz. Es gibt keine Heiligkeit ohne Ent-sagung und geistigen Kampf. Der geistliche Fortschritt verlangt Askese und Abtötung, die stufenweise dazu führen, im Frieden und in der Freude der Seligpreisungen zu leben.

KKK Ziff. 2015

1233 durch Anhänger des Grafen zu Sayn, ermordet wurde. Seine Grabstätte fand er neben dem Grab der hl. Elisabeth.

Der Deutsche Orden erweiterte in der Folgezeit das Marburger Hospital und ließ 1235-83 die der hl. Elisabeth geweihte Kirche als ersten gotischen Bau in Deutschland errichten. 1236 erfolgte die Erhebung der Gebeine im Beisein Kaiser Friedrichs II., der sie mit einer Krone ehrte. 1249 wurden die Reliquien der Heiligen im Chor der St.-Elisabeth-Kirche in Marburg beigesetzt. Erfolglos bemühte sich Philipp von Hessen, die Verehrung Elisabeths zu beenden, als er im Zuge der so genannten Reformation 1539 ihre Reliquien aus dem Sarg entfernen ließ. Das Haupt der Heiligen gelangte schon vorher nach Wien ins Elisabethenkloster. Eine Armreliquie wird heute in der Schlosskapelle in Sayn bei Koblenz verehrt. □

Literatur:

Eine unvergleichlich schöne und zudem günstige Publikation zur hl. Elisabeth wurde vom Michael-Imhof-Verlag aufgelegt. Auf 120 Seiten wird zunächst von Rainer Atzbach kenntnisreich das Leben der Heiligen und die geschichtlichen Hintergründe dargestellt (5-58). Mit den Darstellungen in der Kunst befasst sich sodann Thorsten Albrecht (59-118). Das gesamte Werk ist mit zahlreichen farbigen Abbildungen versehen und eignet sich gut als Geschenk.

R. Atzbach / Th. Albrecht, Elisabeth von Thüringen – Leben und Wirkung in Kunst und Kulturgeschichte, Petersberg, 2. verb. Aufl. 2007; ISBN 978-3-86568-123-2; 9,95 Euro.



Elisabeth als Mantelspenderin, um 1330 / 50, Altarflügel aus der Klosterkirche in Altenberg, heute im Städel-Museum in Frankfurt am Main.

Hat die Justiz versagt?

*Bischof Ludwig Gerhard Müller, der Fall Riekofen und die Fakten /
Eine deutsche Dreyfus-Affäre*

Wer kontrolliert die Kontrolleure? Wer hegt die Vierte Gewalt ein? Wer bringt hemmungslose Manipulatoren auf den Weg zur Fairness zurück? Diese Fragen stellen sich seit einigen Monaten mit wachsender Dringlichkeit. Der Fall Eva Herman bezeugt es mittlerweile deutlich. In einem anderen Fall werden die Fakten noch heftiger verzerrt, weil der Widerstand in den Medien und von entsprechenden Gremien schwächer und nicht nur die Vierte Gewalt aktiv beteiligt ist. Es geht um die Angriffe gegen den Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller. Sie sind umso gravierender, weil hier auch die Dritte Gewalt eine unrühmliche Rolle spielt und die Manipulationen offenbar noch beschleunigt.

Einige Fakten: Ein Priester wird wegen Kindesmissbrauchs verhaftet. Die Pfarrei Riekofen erfährt, dass er wegen eines gleichen Delikts vorbestraft ist. Eine mehrwöchige Berichterstattung über diesen Fall beginnt, in deren Mittelpunkt nicht der Fall selbst, sondern der Bischof der Diözese steht. Man wirft ihm vor, diesen Priester wieder in der Pastoral eingesetzt zu haben, obwohl es eine Richtlinie der Deutschen Bischofskonferenz gebe, die den Einsatz pädophiler Geistlicher in der Pastoral strikt ablehne. Der Hinweis des Ordinariats der Diözese, wonach ein gerichtlich angeordnetes Gutachten einen solchen Einsatz befürwortete (das Gericht somit die Verantwortung trägt), findet keine Beachtung. Im Gegenteil, es wird versucht, die Verantwortung des Gerichts auf die Diözese abzuwälzen. Immer neue Details werden aus den Gerichtsakten des mutmaßlichen Straftäters in die Öffentlichkeit lanciert und in irreführenden Zusammenhang gebracht. Die damit

befasste Richterin gibt mitten in der Kampagne an, sie habe die Diözese gewarnt, Beweise für diese Behauptung hat sie nicht. Offensichtlich soll über die Medien der Druck auf die Diözese und den Bischof erhöht und der Bischof zu einem Schuldeingeständnis gezwungen werden, obwohl er bei diesem Fall aus der Zeit seines Vorgängers gar nicht anders handeln konnte, als er es tat. Zum einen, weil die Überwachung des Vorbestraften und seiner Bewährungsaufgaben Sache des Gerichts ist, zum anderen, weil keine Indizien vorlagen, die zu besonderem Misstrauen Anlass gaben, der Priester war in der Gemeinde außerdem sehr beliebt.

Wer sich nur annähernd mit diesen Fakten befasst, stellt folgendes fest:

1 Die Richtlinie der Deutschen Bischofskonferenz spricht von pädophilen Geistlichen. Das Gutachten stellt aber bei dem ehemaligen Pfarrer von Riekofen keine „pädophile Fixierung“ fest und diagnostiziert dagegen ein „einmaliges, regressives Verhalten“, das zudem therapierbar sei. Diese Therapie wurde angeordnet und erfolgte. Es wäre Sache des Gerichts gewesen, den Fortgang der Therapie zu verfolgen und die Ergebnisse abzuwägen. Darauf weist der Pressesprecher der Diözese deutlich und schriftlich hin. Sein Hinweis findet keine Beachtung in den Medien. Die Mittelbayerische Zeitung räumt dagegen einem sogenannten Experten Platz für eine Ferndiagnose ein, obwohl der Experte sich weder im Ordinariat noch bei dem Therapeuten über Details des verhafteten Priesters erkundigte. Auch sämtliche anderen Presseorgane, allen voran die Süddeutsche Zeitung, sprechen immer nur von dem pädophilen Pfarrer, ohne auf die Unterscheidung in dem Gutachten einzugehen.

2 Ein zweites Gutachten taucht auf, es stammt von Bernd Ottermann, Chef der forensisch-psychiatrischen Klinik in Straubing. Dieses Gutachten bescheinigt, der Geistliche sei pädophil. Dieses Gutachten lag im Ordinariat nicht vor, das Gericht hatte es nicht weitergeleitet. Der Justitiar der Diözese wurde lediglich im April 2000, also lange vor dem Wechsel im Bischofsamt, telefonisch von der Staatsanwaltschaft über die Existenz dieses Gutachtens unterrichtet. Vom Gericht wurde kein Gutachten ausgehändigt. Auch bei der telefonischen Rückfrage des Justitiars im Februar 2004 über die Möglichkeit des Wiedereinsatzes des Priesters und möglicher Auflagen wurde nicht auf gerichtsinterne Gutachten verwiesen.

3 Die Behauptung der Richterin, vor einem Wiedereinsatz des Geistlichen gewarnt zu haben, wurde nicht zu Beginn der Kampagne publik, sondern nachdem schon etliche Artikel erschienen waren. Sie widerspricht diametral einer Gesprächsnotiz, die der Justitiar der Diözese unmittelbar und nachweislich nach dem Gespräch mit der Richterin angefertigt hatte. Warum sollte er eine falsche Notiz anlegen zu einem Zeitpunkt, da der Fall vorerst erledigt schien? Auch dieser Sachverhalt wurde von den meisten Medien nicht nachgeprüft. Dagegen titelt der Focus mit der Behauptung: „Eine Richterin warnte vor dem Priester“ und auch die WELT übernimmt bedenkenlos (oder mit Bedacht?) die von der dpa veröffentlichte Tendenz und titelt: „Bistum ignorierte gerichtlichen Rat“. Lediglich die Deutsche Tagespost gibt – wie es bei einem journalistischen Bericht üblich sein sollte – nur den Sachverhalt wieder mit der Überschrift: „Keine gerichtlichen Auflagen“.

Das Ordinariat hat sich 2004 bei seiner Entscheidungsfindung auf den Beschluss des Amtsgerichts vom 20. August 2003 verlassen, der von allen weiteren Auflagen absah und auch dem Abschlussbericht des Therapeuten vertraut, der vom Amtsgericht Viechtach als Bewährungsauflage vorgeschrieben wurde. Auch davon will das Gericht nun nichts mehr wissen und behauptet, der festgenommene Pfarrer habe sich damals diesen Therapeuten selber ausgesucht. Damit nicht genug: Der Leiter der Staatsanwaltschaft Deggendorf, Alfons Obermeier, drohte in einem Gespräch mit dem Pressechef der Diözese, Jakob Schötz, unverhohlen mit einem PR-Desaster für Bischof und Ordinariat. Man solle die Hauptverhandlung bedenken. Dabei werde der Einsatz und die mangelnde Kontrolle des Geistlichen zur Sprache kommen. Gemäß der Gesprächsnotiz des Pressesprechers sagte Obermeier wörtlich: „Ordinariat und Bischof werden abgefieselt bis auf die Knochen“. Der Staatsanwalt riet dringend die Strategie zu ändern und tiefstes Bedauern und Zerknirschtheit in der Öffentlichkeit zu äußern.

Die Faktenlage und das Verhalten der Justiz legen den Schluss nahe, dass Gericht und Staatsanwaltschaft intensiv versuchen, mit eigenen Anrufen und gestreuten Informationen den Druck auf den Bischof zu erhöhen, damit dieser eine Schuld eingestehe. Das hätte juristisch möglicherweise zur Folge, dass der Prozess nicht stattfände (und wenn, dann wenigstens nicht mit der zu erwartenden hohen Medienpräsenz) und kirchenpolitisch, dass der Bischof von Regensburg für einen Wechsel nach München nicht mehr infrage komme. Das aber scheint der eigentliche Einsatz der Affäre zu sein: Einen Mann für ein Amt zu disqualifizieren, der manchen Medien und Informanten unbequem ist. Die Justiz, die eigentlich unparteiisch sein sollte, wird dabei nur instrumentalisiert, lässt dies aber aus eigennützigen Gründen gewähren.

Vermutlich hat die Justiz vor dem Prozess mehr Angst als das Ordinariat. Kein Wunder, im Strafbefehl gegen den Geistlichen vom 7. 7. 2000 heißt es in Ziffer 2: „Dem Verurteilten wird gem. § 56 b Straf-

gesetzbuch auferlegt, die ambulante nervenärztliche Behandlung durch Dr. N. fortzusetzen und in dreimonatigen Abständen, beginnend ab 01. 07. 2000, Bestätigungen des Dr. N. über die Fortdauer der therapeutischen Maßnahmen vorzulegen.“ Gemeint ist natürlich, dem Gericht vorzulegen. Und in der anschließenden Belehrung heißt es: „Die erteilten Auflagen und Weisungen können nachträglich durch andere ersetzt



*Stellvertretend am Pranger:
Bischof Gerhard Ludwig Müller*

werden. Auch kann gegebenenfalls die Bewährungszeit verlängert werden.“ Auch das kann nur das Gericht tun. Die Justiz ist ihrer Pflicht nicht nachgekommen. Das kann manchen Staatsanwalt oder manche Richterin die Karriere kosten. Da sind Panikreaktionen nicht ausgeschlossen. Der Anruf beim Pressereferenten war eine.

Man kann nur hoffen, dass der Bischof von Regensburg standhaft bleibt, vor den manipulativen Veröffentlichungen nicht in die Knie geht und weiter Aufklärung in der Sache betreibt, um so dem Recht zur Geltung zur verhelfen. Denn nicht nur die Dritte Gewalt hat versagt, auch die Vierte ist im Begriff, in die Willkür der Lüge abzurutschen. Ähnlich wie im französischen Fall Dreyfus vor gut hundert Jahren gehen

diese Gewalten der Sache nicht auf den Grund, sondern lassen sich von Vorurteilen und Interessen leiten, die mit Riekofen nichts zu tun haben. Die Affäre um den Hauptmann Dreyfus wurde instrumentalisiert und diente zur Sammlung und Mobilisierung der laizistischen Linken gegen die katholische Kirche. Genau das geschieht im Fall Riekofen. Man schlägt den Bischof stellvertretend. Er steht für eine romtreue Linie, was übrigens auch in seinen zahlreichen Schriften und Büchern deutlich ist. Deshalb ist auch unerheblich, ob dieser Bischof nach München geht oder in Regensburg bleibt. Jeder romtreue Kandidat soll verhindert, München soll liberal, linkskatholisch, antirömisch verwaltet werden. Würde Bischof Müller eine (nicht vorhandene) Schuld eingestehen, wäre er übrigens auch in Regensburg und in der Bischofskonferenz diskreditiert. Der Schatten von Riekofen läge über allem, was er an Initiativen unternähme. Er würde ihn bei jeder Berichterstattung begleiten, denn die kirchenfeindliche Publizistik würde es wie einen Beinamen gebrauchen, sobald eine Initiative in den Verdacht der Romtreue geriete. Für die Vierte Gewalt gibt es nur die Selbstkontrolle. Die aber unterliegt eigenen Maßstäben von Wert oder Unwert. Vernunft und Fairness gehören nicht immer dazu.

Die Kardinaltugend der Tapferkeit ist nicht jedem so ohne weiteres gegeben. Ihr actus principalior ist, wie Thomas von Aquin schon schrieb, nicht das Kämpfen, sondern das Standhalten. Diese Tugend und Stärke ist heute für Männer der Kirche gefragter denn je. Denn die Gegner der Kirche in den Stuben der Vierten Gewalt und auch in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens wollen die Kirche und ihre werte-stiftende und werte-erhaltende Funktion neutralisieren. Für ein vom Relativismus weitgehend ausgehöhltes Gemeinwesen wie Deutschland ist es nicht ungefährlich, wenn solche Pfeiler eingerissen werden. Das Standhalten dient nicht nur Personen, es dient allen. Auch denen, die mit den Werten und Wahrheiten der Kirche nicht immer einverstanden sind. Wer Werte und sie repräsentierende Personen diskreditiert, ebnet den Weg für Barbarei und Diktatur. □

Christoph von Schmid – Erneuerer des katholischen Glaubens nach der Säkularisation

Erzieher, Erzähler und Liederdichter

In seinem Hirtenbrief von 1782 forderte der Salzburger Fürstbischof Hieronymus Graf Colloredo die Einführung deutscher Kirchenlieder. Als Kind der Aufklärung wollte er nicht nur das Gefühl der Gläubigen angesprochen wissen, sondern auch den Verstand. Die lateinischen Messen mit Orchesterbegleitung sollten einem deutschen Volksgesang weichen. Dieser Wunsch des Erzbischofs wurde von Kaiser Joseph II. nachhaltig unterstützt. Dies führte zu einem großen Aufbruch der deutschen Kirchenmusik.

Michael Haydn, der Hofkomponist des Salzburger Erzbischofs, komponierte einen Messgesang und eine ganze Reihe deutscher Lieder. Aber nicht nur in Salzburg wurden neue Lieder geschrieben und komponiert, sondern auch in anderen Diözesen. In der Diözese Augsburg war es Christoph von Schmid, der Schüler und Freund Johann Michael Sailers, der eine ganze Reihe neuer Lieder verfasste und sie entweder alten Melodien unterlegte oder vom Thannhauser Lehrer Anton Höfer neue Melodien komponieren ließ. 1807, vier Jahre nach der Säkularisation, die einen ungeheuren kulturellen Einbruch mit sich brachte, veröffentlichte der Thannhauser Benefiziat seine

„Sammlung christlicher Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung“. In dem kleinen handlichen Büchlein, dessen Druck angenehm zu lesen ist, sind 109 Lieder ohne Melodie und auch ohne Angabe des jeweiligen Textdichters abgedruckt.

Christoph von Schmid hat in dem Gesangbuch neben seinen eigenen Liedern auch damals bekannte deutsche Kirchenlieder zusammengestellt. Das wichtigste Anliegen war ihm gewiss der Messgesang. Drei Messgesänge und ein Traueramt werden aufgeführt, aber auch drei Vesperandachten. Im übrigen orientiert sich das Gesangbuch am Kirchenjahr und bietet für die heiligen Zeiten eigene Lieder an. Christoph von Schmid hat darüber hinaus einen eigenen Anhang geschaffen: „Lieder bei dem öffentlichen Unterrichte“. Der geistliche Distriktsschulinspektor schlägt in dem Anhang Lieder „vor und nach dem Religionsunterricht“, „vor und nach der Schule“, „in der Arbeitsschule und bei feierlichen Schulprüfungen“ vor.

Immer neue Auflagen erlebten die „Christlichen Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung in katholischen Kirchen“, und vor der Veröffentlichung des ersten Augsburger Diöze-

sangesbuches „Laudate“. 1854 war Christoph von Schmid's Liederbüchlein bereits in der ganzen Diözese verbreitet, und eine Reihe von Liedern aus der Feder des Thannhauser Benefiziaten haben auch Eingang in den Nachbardiözesen wie etwa Konstanz gefunden, wo der Generalvikar und Schüler Johann Michael Sailers Ignaz von Wessenberg 1812 ebenfalls ein „christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch bey der öffentlichen Gottesverehrung im Bisthum Konstanz“ herausgegeben hat.

Manche Lieder Christoph von Schmid's haben sich bis heute erhalten und sind nach wie vor beliebt, während die meisten dem sich wandelnden Zeitgeschmack zum Opfer gefallen sind. Nur ein einziges Lied fand Aufnahme in das 1975 von den Bischöfen Deutschlands, Österreichs und den Bistümern Bozen-Brixen und Lüttich herausgegebene „Gotteslob“. Es ist das Lied „Beim letzten Abendmahle“, allerdings um eine Strophe gekürzt. Die Beliebtheit anderer Lieder Schmid's sind als „Sondergut“ in den Diözesananhängen erhalten geblieben. Dabei ist es interessant festzustellen, dass einige Diözesen „Beim letzten Abendmahle“ im Diözesanteil noch einmal aufnehmen und zwar mit der alten Melodie und der 4. Strophe: „O lasst uns ihm ein Leben, von jeder Sünde rein, ein Herz ihm ganz ergeben, zum Dankesopfer weih'n“. Dies ist in Köln und Aachen der Fall. Die Erdiözese Freiburg hat in ihrem Eigentum allein vier Lieder mit Texten Christoph von Schmid's: „Christ ist erstanden“, „O Mutter Jesu, freue dich!“ „Gib, Herr, uns deinen Segen“ und „Ihr Kinderlein kommet“. Letzteres hat sich als Weihnachtslied in den Diözesananhängen von Berlin bis Klagenfurt halten können. Ebenso beliebt ist das Segenslied „Gib, Herr,



uns deinen Segen“, das in sieben Diözesen und der deutschsprachigen Schweiz gesungen wird.

Im Diözesananhang von 1975 der Augsburger Heimatdiözese wurde das Liedgut Christoph von Schmid sehr stiefmütterlich behandelt. Nur ein einziges Lied fand Gnade vor der Liturgischen Kommission: „Am Pfingstfest um die dritte Stunde“, dabei hatte das „Laudate“ von 1949 noch sieben Lieder aufgenommen, von denen etwa das Lied „Komm, Heil‘ger Geist, auf uns herab“ als Lied vor der Predigt den älteren Gläubigen bestens bekannt ist. Man musste sich nicht wundern, dass einige Dekanate und Pfarreien zusätzlich Liederbüchlein drucken ließen, um beliebtes Liedgut zu retten. 1983 brachte die Augsburger Diözese einen zweiten Liedanhang heraus, in dem dann noch Lieder wie „Gib, Herr, uns deinen Segen“, jedoch mit geändertem Text, „Heilig, heilig, heilig, unaussprechlich heilig“, „Jesu, du mein Heil und Leben“ und schließlich „Ihr Kinderlein kommet“ Aufnahme fanden. Andere Lieder wie „Komm, Heil‘ger Geist, auf uns herab“, die heute noch in Passau und Regensburg gesungen werden, oder das in der Erzdiözese Paderborn gesungene „Wie tröstlich ist, was Jesus lehrt“ blieben unerwähnt, ebenso das in der Diözese Mainz bekannte „Meine Seele, dank und singe“ oder „Uns zum Himmel zu erheben“, das man in Wien so schätzt.

Christoph von Schmid in seiner Bescheidenheit würde dagegen sicher keinen Protest erheben, denn genauso wenig, wie er in seinem Gesangbuch von 1807 die Autoren der jeweiligen Lieder anführte, hob er auch seine eigenen Lieder eigens hervor. So kommt es, dass z. B. das von P. Michael Denis SJ stammende Lied „Tauet Himmel“ in der Erzdiözese Salzburg Christoph von Schmid zugeschrieben wird und das Augsburger Laudate von 1949 „Beim letzten Abendmahle“ als Textangabe „Gesangbuch von Weigl 1817“ angibt, obwohl es von dem nachmaligen Augsburger Domkapitular stammt.

Von den 109 Liedern, die Christoph von Schmid für seine „Christlichen Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung“ gesammelt und verfasst hat, haben 20 sich bis heute erhalten. Wenn man bedenkt, dass von anderen Gesangbüchern der damaligen Zeit kaum ein einziges Lied im allgemeinen Teil des „Gotteslob“ auftaucht, etwa aus dem „Gesangbuch der Kaiserin Maria Theresia“, oder dem Geangbuch des Bistums Konstanz, ja nicht einmal die im ganzen süddeutschen Raum so beliebt gewesenen Michael-Haydn-Lieder, dann liegt der Schluss nahe, dass der große Schatz an deutschen Kirchenliedern, den das ausgehende 18. Jahrhundert und dann das 19. Jahrhundert geschaf-



fen hat, von den Fachleuten, die bei der Zusammenstellung der Gotteslob-Lieder mitgewirkt haben, eine ähnliche Einschätzung erfahren hat wie die Kunst der Nazarener. Aber man braucht kein Prophet zu sein, um schon heute vorherzusagen, dass Texte und Melodien dieser Epoche eines Tages wiederentdeckt werden. Nicht alles war gut, nicht alles ist erhaltenswert, aber dies wird man auch von manchem Lied aus unserer Zeit behaupten dürfen. Christoph von Schmid wird seinen Platz behalten neben Friedrich von Spee und Paul Gerhardt, neben Martin Luther und Angelus Silesius. □

Ursula Creutz: Christoph von Schmid Anton H. Konrad Verlag Schulstr. 5, 89264 Weißenhorn, 2004, ISBN 3-87437-479-3, Preis 24,90 Euro

Das Werk von Ursula Creutz beschreibt „Leben, Werk, und Zeitgenossen“ des Seelsorgers, des faszinierenden Geschichtenerzählers und Liederdichters Christoph von Schmid. Er durchlebte von 1768 - 1854 eine Zeit gewaltiger Umwälzungen, nämlich die Französische Revolution mit ihren europaweiten Auswirkungen. Dazu zählt auch die Säkularisation von 1803 mit der Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und der Klöster, die insbesondere auf dem Land einen kulturellen und religiösen Niedergang nach sich zog. Christoph von Schmid wurde mit seinen Geschichten, Versen und Liedern zu einem Wegbereiter am Neubeginn des religiösen Lebens und zu einem großen Förderer der Volksfrömmigkeit. Das sorgfältig redigierte und reichbebilderte Werk schildert in sieben Kapiteln sein Leben von seiner Kindheit bis zu seiner Tätigkeit als Domkapitular in Augsburg. Die religiöse Situation in der Zeit der Aufklärung und Säkularisation erinnert in manchem an unsere Zeit. Christoph von Schmid steht für eine Wende und Erneuerung des religiösen Lebens. Das gibt Hoffnung für heute. Empfehlenswert



Ökumenischer Wildwuchs

Johannes Paul II. hat in seiner Enzyklika „Dass alle eins seien“ (Ut Unum Sint) vom 25. Mai 1995, das Wort Jesu (Joh 1721) und das Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgegriffen. Der Papst sagt darin: (Ziff 95) „Ich bin überzeugt, diesbezüglich eine besondere Verantwortung zu haben, vor allem wenn ich die ökumenische Sehnsucht der meisten christlichen Gemeinschaften feststelle und die an mich gerichtete Bitte vernehme, eine Form der Primatsausübung zu finden, die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet“. Zuvor stellt der Papst fest: „Was die Erforschung der Gegensätze betrifft, fordert das Konzil, dass die ganze Lehre mit Klarheit vorgelegt werde (Ziff 36)“. „Mit der Vollmacht und der Autorität, ohne die dieses Amt illusorisch wäre, muss der Bischof von Rom die Gemeinschaft aller Kirchen gewährleisten (Ziff 94)“. Papst Benedikt XVI. greift das ökumenische Anliegen bereits in seiner ersten Botschaft vom 20. April 2005 mit den Worten auf (Ziff 5): „Zu Beginn seines Amtes in der Kirche von Rom, die Petrus mit seinem Blut getränkt hat, übernimmt sein jetziger Nachfolger ganz bewusst als vorrangige Verpflichtung die Aufgabe, mit allen Kräften an der Wiederherstellung der vollen und sichtbaren Einheit aller Christen zu arbeiten“.

Nun verlangt aber eine redliche Ökumene, wie sie das Zweite Vatikanische Konzil will, dass „die ganze Lehre der Kirche vorgelegt werde“. Dazu zählen die Sakramente, insbesondere die Feier der Eucharistie, denn „die Kirche lebt von der Eucharistie“. Sie kann an Sonntagen nicht zugunsten ökumenischer Gottesdienste wegfallen. Es ist auch nicht möglich, dass protestantische Pfarrer, die keine Priesterweihe haben, in einer Eucharistiefeier „konzelebrieren“, die Wandlungsworte mitsprechen und die Kommunion austeilen. Den protestantischen Gemeinschaften fehlen nach katholischem Verständnis wesentliche Voraussetzungen einer Kirche (apostolische Sukzession, hierarchische Ämter, Vollzahl der Sakramente), wie die Glaubenskon-

Auf dem Prüfstand

gregation in ihrem Schreiben vom 29. Juni 2007 klarstellen musste. Man kann die bestehenden Unterschiede nicht in „guter ökumenischer Absicht“ überspringen und Priester oder Bischöfe, die sich an die Lehre der Kirche halten, als „Betonköpfe“, die die Ökumene behindern wollen, abqualifizieren. Wenn nach dem o.a. Schreiben der Glaubenskongregation der protestantische Pfarrer der Gemeinde X, in der seit vielen Jahren eine „wilde Ökumene“ betrieben wird, in seinem „Gemeindebrief“ vom September – November 2007 seinen Unmut kundtut, weil die Basis in der Ökumene schon viel weiter als die da oben sei, dann zeigt sich, wie dort Ökumene verstanden und praktiziert wird. In diesem Text heißt es: „Ein notwendiges Wort zur ökumenischen Großwetterlage. Seit Papst Benedikt in einer Verlautbarung den evangelischen Kirchen ihre Qualität als ‚Kirche‘ absprach und sie unter ‚Glaubensgemeinschaften‘ einordnete, haben mich zahlreiche Menschen angesprochen, einige wütend, manche irritiert und andere traurig: ‚Herr Pfarrer, was sagen sie denn dazu?‘

Ich habe dann meist geantwortet: Einerseits bin ich darüber enttäuscht, dass gerade ein aus Deutschland stammender Papst, der die besondere

konfessionale Lage hier kennt, sich so äußert. Andererseits hat er ja gar nichts Neues gesagt, sondern nur die alten Positionen des Konzils von Trient (1545) wiederholt. Es wäre klüger gewesen zu schweigen. Man bedenke, dass auch die Positionen der Reformation noch nicht widerrufen worden sind, in denen der Papst als ‚Antichrist‘ bezeichnet wurde. Aber solche, für die damalige Zeit wohl treffende, für die heutige Diskussionslage aber hinderlichen und verletzenden Äußerungen werden aus gutem Grund von den reformatorischen Kirchen heute nicht mehr wiederholt.

Wir könnten für die Ökumene aus der Geschichte der deutschen Teilung lernen. So lange die ‚Hallstein-Doktrin‘ (Alleinvertretungsanspruch der BRD und Nichtanerkennung der DDR) galt, hat sich die Bundesrepublik immer mehr isoliert. Erst als in Bonn die Realitäten akzeptiert wurden, war der Weg für einen partnerschaftlichen Weg frei, der dann – sicher auch durch eine andere politische Großwetterlage – zur Wiedervereinigung führte. Und zuletzt: Auf der Ebene der Gemeinden gibt es so viele schöne und ermutigende Beispiele ökumensich-vertrauten Miteinanders und gegenseitiger Respektierung, die noch so harsche und rückwärtsgewandte Verlautbarungen aus Rom nicht zerstören können. In diesem Sinne sollten wir einfach getrost ökumenisch weiterarbeiten und den heiligen Geist wirken lassen.“

Dr. E.F.

Dieser mit „Meditation“ überschriebene Text soll das Ökumeneanliegen nicht diskreditieren. Er soll aber vor Euphorie schützen und die Augen für die Realitäten wachhalten.

Hubert Gindert

Radio Horeb – Leben mit Gott



Wir über uns: radio horeb orientiert sich am Lehramt der katholischen Kirche. Liturgie (täglich Hl. Messe, Stundengebet und Rosenkranz), Katechese und Verkündigung sowie Lebenshilfe, Soziales und Spiritualität.

Weltweit ist radio horeb im Internet unter www.horeb.org zu hören. Auf unserer Homepage erfahren Sie außerdem alles weitere Wissenswerte zu Empfang und Programm. **radio horeb Hörservice:** radio horeb - Hörservice, Postf. 1165, D- 87501 Immenstadt, Tel/Fax: 0700 – 75 25 75 25; Email: info@horeb.org Home: www.horeb.org

Jägerstetters Bedeutung für heute und morgen

Für den 26. Oktober, den österreichischen Nationalfeiertag, war in Linz die Seligsprechung von Franz Jägerstetter vorgesehen, jenes Bauern aus St. Radegund ob der Salzach, der sich weigerte, für das widerchristliche nationalsozialistische Reich in einem ungerechten Krieg Waffendienst zu leisten und deshalb am 9. August 1943 von den Machthabern enthauptet wurde. „Für die ganze Kirche, nicht nur für Europa, ist sie von größter Bedeutung“, schrieb Weihbischof Prof. Dr. Andreas Laun, Moraltheologe von Fach, zu dieser Seligsprechung („Märtyrer des Gewissens“, in „Kirche heute“, 10/2007, S.8 ff; Postfach 1406, D-94498 Altötting, Tel. 08671/8804-30, Fax -31). Der Weihbischof sieht die Bedeutung in der Herausstellung der katholischen Lehre, dass der Christ bei keinem Unrecht mitwirken dürfe, einer Lehre mit Aktualität für Gegenwart und Zukunft:

(...)...an keinem Unrecht mitwirken, erst recht nicht an einem so großen wie dem eines ungerechten Krieges. Es ist klar, dass diese Lehre eine Diskussion darüber auslöst, wie der Einzelne die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit mit verbindlicher Sicherheit erkennen kann. Aber: Der Grundsatz mag schwer anwendbar sein, er ist dennoch wahr und katholische Lehre (...)

Von größter Bedeutung für die ganze Kirche ist er [Jägerstetter] deswegen, weil er eine sonst kaum bekannte, kaum bewusste und auch schwierige Lehre der Kirche durch seinen Tod in ein helles Licht getaucht hat – vergleichbar etwa, wie dies eine Gianna Molla Beretta bezüglich der Abtreibung getan hat oder andere Heilige im Bezug auf Vergewaltigung und Keuschheit. (...) Steckt in dieser Seligsprechung die Verurteilung aller Kriegsteilnehmer? Nein, so pauschal und so einfach ist die Sache nicht (...)

Wir alle haben Grund zur Dankbarkeit, wenn Jägerstetter selig und heilig gesprochen wird. Bitten sollten wir ihn um zwei Dinge: Er möge uns die Gnade erbitten, den Teufel zu erkennen, auch wenn er heute weder mit einem roten noch mit einem braunen, sondern mit einem neu gefärbten Pelz die Leute in die Irre führt. Und er soll für uns um die Gnade des Mutes eintreten, damit wir Heutigen nach seinem Vorbild Gott mehr gehorchen als den „demokratischen Mehrheiten“ und ihrer politischen Korrektheit, zumal diese, zumindest vorläufig noch, nicht mit dem Tod, höchstens mit Ausgrenzung und Diskriminierung bedrohen. Franz Jägerstetter – ein Mann, wie ihn jede Zeit braucht.(...)

Zeit im Spektrum

(Siehe dazu „Der Fels“, 10/2007, letzte Seite; 7-8/1993, S.207 ff „Entschieden für das Reich Gottes“)

Seligsprechungsverfahren für Jerome Lejeune

In Paris wurde das diözesane Seligsprechungsverfahren für den französischen Kinderarzt und Genetiker Prof. Jerome Lejeune (1926-1994) eröffnet. Das „Schweizerische Katholische Sonntagsblatt“ berichtete im Oktober dazu:

Lejeune hatte 1959 die für das Down-Syndrom (Trisomie 21) verantwortliche Gen-Mutation entdeckt... Lejeune setzte sich leidenschaftlich für das Lebensrecht der betroffenen Kinder ein. In diesem Einsatz war er eng verbunden mit Johannes Paul II. Lejeune war der erste Präsident der von Johannes Paul II. gegründeten Päpstlichen Akademie für das Leben. Wegen seines Einsatzes gegen die pränatale „Selektion“ und gegen die Abtreibung von Kindern mit Down-Syndrom war Lejeune schon zu Lebzeiten heftiger Kritik ausgesetzt. Er sah es als tragisch an, dass gerade er durch seine Forschungen die Möglichkeit der pränatalen Diagnostik begründet hatte. Mit der Gründung der Vereinigung „Lasst sie leben!“ bemühte sich Lejeune, den Bestrebungen zur „Liberalisierung“ der Abtreibungsgesetzgebung in den europäischen Ländern in den siebziger Jahren entgegenzutreten. Johannes Paul II. betete bei seinem Frankreichbesuch still am Grab des großen Wissenschaftlers.

Bei der Eröffnung des Seligsprechungsverfahrens wurde darauf verwiesen, dass sich der „Ruf der Heiligkeit“ Lejeunes mittlerweile weltweit verbreitet habe. Der engagierte Laie Jerome sei „Beispiel und Modell“ für all jene Katholiken, die „ihre Intelligenz und ihre wissenschaftliche Kompetenz in den Dienst der Wahrheit und der Würde der menschlichen Person stellen wollen.“

Die Engel kommen ... aber welche?

Auf den derzeitigen, vor allem esoterisch bestimmten „Engel-Boom“ antwortet das jüngste Heft von „Diakrisis“ mit verschiedenen Beiträgen über Engel und Dämonen in biblischer und kirchlicher Sicht („Diakrisis – Hilfe zur Unterscheidung von Geistesströmungen in Kirche und Welt“, hrsgg. von der Internationalen Konferenz Bekennender Gemeinschaften e.V. in Zusammenarbeit mit der Konferenz Bekennender Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche Deutschlands, Nr.3/2007; Schulstr.1, D-72810 Gomariningen; www.institut-diakrisis.de). In einem Beitrag unter dem Titel „Die Engel kommen ... aber welche?“ bemerkt Luc Etienne Bommeli einleitend zu den Ursachen dieses „Engelbooms“:

Übersinnliches ist „in“. Engel ganz besonders ... Während Jahrhunderten waren die Engel Wesen, deren Vorstellung in unseren Breitengraden klar vom christlichen Glauben geprägt wurde. Seit einiger Zeit sind Engel aber weit über den Bereich der christlichen Kirchen hinaus wieder gefragt. Stimmt es etwa, was ein Journalist einer großen Schweizer Tageszeitung schreibt? „Der erhöhte Engelbedarf lässt sich auf eine doppelte Verunsicherung zurückführen: das Schwinden der herkömmlich christlichen Heilsgewissheit bei gleichzeitigem Anschwellen einer vagen Unheilserwartung ...“. Ob bekennender Christ oder nicht, viele Menschen rechnen mit Engeln und integrieren sie – wie auch immer – in ihr Leben ...(...)

Im Geleitwort zu dem neuen „Diakrisis“-Heft schreibt Prof. Dr. Peter Beyerhaus zum „Engel-Boom“:

Wir sind davon überzeugt, dass hier unseren Gemeinden eine grundlegende Unterweisung nottut. Denn wie schon zu biblischen Zeiten, so ist der Engelglaube stets einer zweifachen Gefährdung ausgesetzt: Rationalistische Leugnung auf der einen, abergläubische, synkretistische Verwilderung auf der anderen Seite (...)

„Gib AIDS keine Chance“ auf dem Prüfstand

„Medizin und Ideologie“ das Informationsblatt der Europäischen Ärzteaktion, bringt im neuen Heft mit Blick auf die Kampagne „Gib AIDS keine Chance“ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) eine ausführliche Untersuchung von Michael Horn über die Sicherheit von „Safer Sex durch Kondome“, fußend auf dem offiziellen Mate-

rial von UNAIDS, dem Programm der Vereinten Nationen zur Reduzierung von HIV/AIDS. Der Titel der Untersuchung gibt das Ergebnis schon an: „Kondome – die trügerische Sicherheit“. (Medizin und Ideologie, Nr.3/2007,S.9 ff.; bei: Europ.Ärzteaktion, Postfach 200, A-5010 Salzburg, Fon 43(0)650-2280002; www.aerzteaktion.eu). Hier einiges aus dem Fazit der Untersuchung:

(...) Aus obiger Studie geht eindeutig hervor, dass Länder mit einer hohen AIDS-Rate keine Chance haben, die AIDS-Epidemie mittels Kondomen einzudämmen. Letztendlich bedeutet dies im Klartext, dass nur diejenigen Nicht-Infizierten in einem solchen Land langfristig überleben werden, die sich auf wenige oder möglichst einen einzigen Partner beschränken und auch nur dann, wenn sie das Glück haben, dass diese Partner gesund sind. (...)

Über 30 Jahre an intensiver Forschung bezüglich der Wirksamkeit von Kondomen liegen hinter uns. Auch wenn die gefundenen Werte über die Sicherheit von Kondomen durchaus noch schwanken, so sind sich doch die meisten namhaften Organisationen darüber einig, dass die Wirksamkeit von Kondomen im Kampf gegen AIDS, selbst wenn sie regelmäßiger und gewissenhaft benutzt werden, bei maximal 90 % liegt, wahrscheinlich sogar noch darunter.

Damit bieten Kondome zwar ein wirksames Mittel, um die Infektionsgefahr mit HIV im Vergleich zu ungeschütztem Sex zu verringern, aber leider kein geeignetes Mittel für wirklichen „Safe Sex“. Ferner lässt sich zeigen, dass Kondome ab einer gewissen Infektionsrate in der Bevölkerung nicht mehr geeignet sind, als alleiniges Mittel eine AIDS-Epidemie zu verhindern.

Angeichts dieser Tatsachen ist es mehr als unverständlich, warum die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) einerseits weiterhin mit dem irreführenden Slogan „Gib AIDS keine Chance“ wirbt und man andererseits den Eindruck gewinnt, dass obige Ergebnisse über die Wirksamkeit von Kondomen der breiten Öffentlichkeit verschwiegen werden.(...)

Christen und Muslime

Wie sollen die Christen mit den Muslimen hierzulande umgehen und auskommen? Die beiden größten christlichen Gemeinschaften in Deutschland haben sich dazu in offiziellen Dokumenten geäußert:

- die Deutsche Bischofskonferenz 2003 mit einer „Arbeitshilfe“ unter dem Titel „Christen und Muslime in Deutschland“ (Arbeitshilfe 172, bei: Sekretariat der

Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstr.161, D-53113 Bonn)

- die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) 2006 mit einer „Handreichung“ unter dem Titel „Klarheit und gute Nachbarschaft – Christen und Muslime in Deutschland“ (beim Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Herrenhäuser Straße 12, D-30419 Hannover).

Im „Rheinischen Merkur“ (Nr.34/2007, S.27: „Was heißt gute Nachbarschaft?“) unterzog Manfred Spieker, Professor für Christliche Gesellschaftswissenschaften an der Universität Osnabrück, die beiden Dokumente einem Vergleich und stellte ihre Stärken und Schwächen fest. Zusammenfassend kommt er zu dem Urteil:

Die Kritik am Islam, die der Text der EKD enthält, hat den Dialog zwischen Christen und Muslimen nicht erleichtert. Dennoch war diese Kritik notwendig. Klarheit in der Problembeschreibung ist eine Voraussetzung für die Lösung des Problems. Klarheit im Sehen ist eine Bedingung gerechten Handelns sowie eines Dialogs, der zu einer guten Nachbarschaft führen will. In der Beschreibung der Probleme ist der Text der EKD hilfreicher als jener der DBK, der viele Probleme, sobald er sie benannt hat, schon wieder relativiert. Die Unterscheidung zwischen dem Irrtum und den Irrenden, die Papst Johannes Anfang der Sechzigerjahre seinem Dialog mit Vertretern kommunistischer Länder zugrunde legte, hätte den Autoren des DBK-Textes Leitfaden sein können.(...)

Auf allen Ebenen wird der Dialog erleichtert, wenn er einem Rat im Text der Deutschen Bischofskonferenz folgt, der Christen und Muslime auffordert, sich bewusst zu machen, dass „ein wesentliches drittes Element, das die Begegnung mitbestimmt und prägt, neben den beiden Glaubensüberzeugungen immer auch der religionsneutrale Rechtsstaat bzw. die säkular strukturierte Gesellschaft“ ist, und dass „nicht die Religionszugehörigkeit, sondern die säkular begründete Rechtsordnung...den Rechtsstatus des Menschen (definiert“ (...).

Diese säkular begründete Rechtsordnung ist die „Grundlage sowohl der eigenen Religionsfreiheit als auch der gleichberechtigten Zusammenlebens verschiedener Religionen“. Sie ist und bleibt die Bedingung guter Nachbarschaft.

Kein Asyl-Grund?

Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) macht in ihren „Mitteilungen an Freunde und Förderer“ auf das Schicksal zweier ägypti-

scher Frauen aufmerksam, die Christinnen wurden (IGFM-Deutsche Sektion, Borsigallee 9, D-60388 Frankfurt/Main, Tel. 069-420108-).

Die Ägypterin Maryan Eleya Saaleeb, 26 Jahre alt, ist Christin und mit einem Christen verheiratet. Früher war sie Muslimin und hieß Enan Muhammad el-Sayed. Laut ägyptischem Recht aber darf ein Muslim nicht seine Religion wechseln und eine Muslimin keinen Christen heiraten (...) Auf einer Ausstellung in Alexandria wurde sie im Juli 2007 erkannt, angegriffen, geschlagen und mit dem Tode bedroht. Die Polizei nahm sie in Schutzhaft, angeblich. Nach Informationen der Nachrichtenagentur Compass wurde sie jedoch von den Polizisten stundenlang verhört, schwer gefoltert und gedemütigt. Vater, Onkel und der Bruder wurden informiert, sie könnten die junge Frau – nach unserem Rechtsverständnis volljährig und selbstverantwortlich, nach islamischem Recht immer unter Vormundschaft eines männlichen Verwandten – abholen. Die Polizei wusste von den Todesdrohungen der Familie, und dennoch übergaben sie Maryan den Verwandten, die sie verprügelten und schwer misshandelten, um sie zur Rückkehr zum Islam zu zwingen und die Ehe mit einem Cousin einzugehen.

Die Ägypterin Anna Simon ist 30 Jahre alt und war auch Muslimin mit anderem Namen. Ihr Ehemann hatte sich nach fünfjähriger Ehe durch die dreimal auszusprechende Scheidungsformel „Ich verstoße Dich“ von ihr getrennt. Sie erhielt das Sorgerecht über ihre beiden Kinder. Nach der Scheidung studierte sie Jura an der Uni Kairo und kam dort im Zuge des Studiums des islamischen Rechts mit anderen Religionen in Kontakt und ließ schließlich sich und die Kinder taufen. Nach außen trug sie weiterhin das Kopftuch, ein Kreuz trug sie unter der Kleidung. Doch der muslimische Ex-Mann erfuhr von der Taufe und bedrohte sie mit dem Tode und der Wegnahme der Kinder. Anna floh nach Deutschland. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge wies ihren Asylantrag zurück. Es erklärte, dass nach § 60 Abs. 2 bis 7 des Aufenthaltsgesetzes kein Abschiebeverbot vorliegt, also nach Erkenntnissen dieser Behörde keine konkrete Gefahr der Folter und keine erhebliche Gefahr für Leib und Leben bei Rückkehr besteht.

In Ländern mit islamischer Rechtsordnung gibt es keine Religionsfreiheit, und in den meisten Fällen sind von diesem Unrecht Christen betroffen.(...)Hier ist Aufklärung vonnöten, aber es muss auch das Mitgefühl für die Verfolgten geweckt werden. (...)

Renata Schumann: Hedwig von Schlesien – Ein starkes Weib, Sankt Ulrich-Verlag GmbH, Überarbeitete Neuauflage 2007, ISBN-13: 978-3-86744-003-5, 303 S. Preis 18,90 Euro

Es ist sehr still geworden um die Heiligen in der katholischen Kirche. Der Strom der leuchtenden Vorbilder, an denen die Kirche so reich ist, findet kaum mehr Beachtung, weder in Predigten, noch im Religionsunterricht – sicher auch ein Grund dafür, dass die Liebe zur Kirche weithin der Dauerkritik gewichen ist.

Es ist das Verdienst des Sankt Ulrich-Verlags, eine überarbeitete Neuauflage des Romans von Renata Schumann „Hedwig von Schlesien“ herausgebracht und damit eine wahrhaft strahlende Frauengestalt des Mittelalters vor dem Vergessen bewahrt zu haben.

Der Autorin ist es gelungen, ein anschauliches, ja faszinierendes Bild vom Leben in Dorf und Stadt und an einem Fürstenhof des 13. Jahrhunderts zu zeichnen. Sie folgt im Wesentlichen der Lebensbeschreibung der Heiligen, der im Jahr 1353 erschienenen „Legenda de beata Hedwigi“. Mit wachsender Spannung verfolgt der Leser den Lebensweg der kleinen Herzogstochter auf der Burg von Andechs, ihre Ausbildung im Benediktinerinnenkloster, die schon damals Lesen und Schreiben einschloss, ihre Eheschließung mit dem Piastenherzog Heinrich von Schlesien und dann das gesegnete Wirken der klugen Landesmutter im fast wilden, halb heidnischen Grenzgebiet zwischen dem Reich und Polen.

Unglaubliches leistete die gebildete, tatkräftige Frau an der Seite ihres Mannes aus der Kraft eines tiefen Glaubens. Sie stiftete Frieden zwischen den rivalisierenden Verwandten, holte deutsche Siedler, die den Eisenpflug kannten, ins Land, baute und unterstützte Klöster, Kirchen und Schulen, die die Erziehung der Jugend übernahmen. Dabei ließ sie Mädchen und Jungen jeglichen Standes, auch



bäuerlicher Herkunft, aufnehmen und machte keinerlei Unterschied zwischen Einheimischen und Deutschstämmigen. Zahlreiche Hospitäler für Aussätzige und Kranke entstanden. Ein reich gesegnetes Lebenswerk, dessen fast vollkommene Zerstörung durch die einfallenden Tataren die verwitwete Landesherrin am Ende ihres Lebens erleben musste. In der entscheidenden blutigen Schlacht bei Liegnitz 1241 verlor sie neben Tausenden von Landeskinder den Sohn, der ihr von fünf Kindern allein noch geblieben war. Doch trotz des Sieges zogen die Mongolen ab! Ein Wunder? Es erstaunt nicht, dass Hedwig schon zu Lebzeiten wie eine Heilige verehrt wurde.

Renata Schumann zeichnet nicht nur das Leben einer historischen Gestalt, sie zeichnet auch einen Lebensweg, der in seiner Unzeitgemäßheit auch für eine moderne Frau Vorbild sein kann.

Eine sehr empfehlenswerte Lektüre für Jung und Alt!
Waltraud Volpert

Richard John Neuhaus: „Als ich im Sterben lag“, St. Ulrich-Verlag Augsburg, ISBN-Nr.: 978-3-86744-005-9, S. 160, Preis 16,90 Euro, (A) 17,40, sFR 31,20

„Wir werden geboren, um zu sterben“ beginnt der Autor Richard John Neuhaus sein Buch mit dem Titel „Als ich im Sterben lag“ und fährt im zweiten Kapitel fort: „Das ist die gültige Regel, die Grundstruktur unseres Alltagsdaseins, und wenn wir weise sind, arrangieren wir uns damit“, denn „der Tod im Singular ist es, der aus dem Problem des Todes die Katastrophe des Todes werden lässt“. Der Verfasser geht in einem weiteren Kapitel auf die Industrie der Todeskommerzialisierung ein, die immer mehr um sich greift und die den

Tod keineswegs mehr zu einem einzigartigen Vorgang werden lässt, um schließlich seine eigene Erfahrung mit dem Sterben zu schildern. Dabei erschütterte ihn, dass „dieses Leben auf so sehr gewöhnliche, ja triviale Weise zu Ende gehen sollte“. Eine Darmkrebserkrankung war trotz Röntgenuntersuchung nicht erkannt worden. Als es zur Notoperation kam, passierten medizinische Kunstfehler. Das Ende schien sich schnell zu nähern. In einer monatelangen Existenz zwischen Leben und Tod konnte der Autor über diese Grenzsituation meditieren, vor allem auch über die Verbindung von Seele und Körper, ihre Trennung durch den Tod und die notwendige Wiedervereinigung am Tag der Auferstehung. Empfehlenswert

Hubert Gindert

Messfeiern im alten Ritus
gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2007, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Frankfurt: 18.11.07, 14.00 Uhr - 18.00 Uhr, St. Elisabeth, Ro.kr., Beichtgel., hl. Messe; Hinweise: 06192-961977

Hannover: jew. 1. Sa im Monat, Sühneanbetung i.d. Krypta d. Basilika St. Clemens, 19.00 Uhr, Auss., Beichtgel., Anbet., 21.00 Uhr hl. Messe im klass. röm. Ritus; So: 8.30 Uhr hl. Messe; Hinweise: 0511-3887874

Leuterod/Ötzingen: 27.11.07, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Marienfried: 3.11.07, Sühnenacht, ab 14.00 Uhr; Lobpreisabend: 10.10.07; Hinweise: 07302-92270

Nächtliche Anbetung in Oberhaid: 10./11.11.07 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Trier: jd. Sonn- u. Feiertag, 15.00 Uhr Kirche d. Weißen Väter, hl. Messe im überl. röm. Ritus; Hinweise: 0651-309137

Wietmarschen: 3.11.07, Vesper St. Matthiasstift, hl. Messe, Hinweise: 05921-15291

Gedenkmesse für Leo Kardinal Scheffczyk

7.12.2007, 18.30 Uhr in der Pfarrkirche St. Aegidius in Grafing bei München. Die Priester werden gebeten Albe und Stola mitzubringen

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft Augsburg

4.11.2007, ab 14.00 Uhr, Thomas-Morus-Pfarrheim Kaufering, 14:00 Uhr, Dr. Bogdan Piwowarczyk: Biographie und Theologie bei Papst Johannes Paul II. 15:00 Uhr, Dr. Ursula Bleyenbergh: Das Attentat und Fatima im Leben von Papst Johannes Paul II.; Hinweise: 08152-1723

Aktionsgemeinschaft Essen

07.11.2007, 16.00 Uhr, InBIT, Henrietenstr. 2, Jahreshauptversammlung; Hinweise: 0201-538692

Kardinal-Galen-Kreis e.V.

24.11.2007, 15.00-16.30 Uhr, Münster, Pfarrer-Eltrop-Heim, Wolbecker Straße (bei Herz-Jesu), Dr. Rainer Decker: Kirche/Papsttum und Hexenverfolgung. Wegen Belegung der Pfarrkirche kann keine Andacht stattfinden. Hinweise: 02563 905246.

Aktionsgemeinschaft Trier

25.11.2007, 16.00 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Prof. Dr. Rudolf Voderholzer: Außerhalb der Kirche kein Heil?, zuvor: 14.30 Uhr, Ro.kr. u. Beichtgel., 15.00 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 06831-41816

Liborius Wagner Kreis Würzburg

11.11.2007, 10.00 Uhr, Besinnungstag in Heidenfeld beim Grab des seligen Liborius Wagner; Thema: Die Sakramente der Kirche im Lichte der beiden jüngsten Dokumente des Hl. Vaters; 16.00 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 06022-20726

Forum Deutsche Katholiken



Vom 29. Januar bis 1. Februar 2008 finden in Wigratzbad bei Lindau Exerzitien statt. Es handelt sich um eine gemeinsame Veranstaltung der Forums Deutscher Katholiken und der diözesanen Gebetsstätte Wigratzbad.

Leitung: Prof. Dr. Anton Ziegenaus, Motto: „Auf dem Weg – Wohin sollen wir gehen?“ Preis im DZ mit Vollverpflegung pro Person 172 Euro, im EZ 190 Euro pro Person.

Zur Teilnahme sind alle Interessierten eingeladen, also nicht nur Mitglieder des Forums Deutscher Katholiken. Anmeldung: Gebetsstätte Wigratzbad, Kirchstr. 18, 88145 Wigratzbad, Tel.: (0049) 08385-92070; Fax -920729



Gebetsmeinung des Hl. Vaters November 2007

1. dass die in der medizinischen Forschung in der Gesetzgebung Tätigen tiefen Respekt vor dem menschlichen Leben vom Anfang bis zum Ende haben.

2. dass in Korea der Geist der Versöhnung und des Friedens wächst.

Christusritter international unter einem Dach der „NOVA MILITIA“

Auf dem Generalkapitel in Murg (Schweiz) schlossen sich die Christusritter zu einer internationalen Gemeinschaft zusammen. Die Gemeinschaft, die ihre Wurzeln von dem ehemaligen Portugiesischen Christusritterorden ableitet, bildet unter dem Dach der „NOVA MILITIA JESU CHRISTI“ einzelne nationale Provinzen.

So haben sich zunächst die Provinz für den deutschsprachigen Raum und die Provinz für Tschechien formiert. Die deutschsprachige Provinz hat ihre Tätigkeit bereits in der Schweiz aufge-

nommen und will sich in den deutschen Diözesen weiter ausbreiten.

Besondere Ziele und Aufgaben dieser Ritterschaft sind u.a. die Verteidigung und Weitergabe des katholischen Glaubens. Ferner treten die Ritter für die vom Heiligen Vater ersehnte Neu-evangelisierung ein; sie stehen treu zum Papst in Rom und den ihm verbundenen Bischöfen.

Kontakte: Frà Bartholomaeo – Roland Coerd, 76593 Gernsbach, Telefon: 07222/958-158 E – Mail: roland.coerd@hauraton.de

Frà Liudger – Herbert Heek, 44879 Bochum, Telefon: 0234-490731 E – Mail: rhheek@t-online.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- Prof. Dr. Manfred Hauke
Via Ronnaccaccio 7
CH 6900 Lugano
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl.-Kreuz-Str. 1
86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Dr. Peter H. Görg
Burgstr. 12
56244 Hartenfels
- Nathanael Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Marinepfarrer Möbius – zum Tode verurteilt und doch gerettet

Unter Hitlers Terror hatten viele Menschen keine Chance zu überleben. Doch mancher wurde im letzten Augenblick von einer schützenden Hand aus der Gefahr gerettet. Zu diesen Geretteten gehört auch der Berliner Marinepfarrer Karl Heinz Möbius.

Er wurde am 26. Juli 1913 in Berlin geboren. Nach dem Studium an der Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main empfing er am 13. März 1937 in Berlin durch Bischof von Preysing die Priesterweihe. Als Kaplan war er zunächst in Lankwitz und in Stralsund tätig. 1940 wurde er zum Militärdienst eingezogen. Dort gelang es ihm schließlich, in der Militärseelsorge eingesetzt zu werden. Darüber war er glücklich, weil er nicht mit der Waffe in der Hand kämpfen wollte. Als er sich im Herbst 1944 auf einer norwegischen Fähre befand, warf ein feindliches Flugzeug Bomben auf eben diese Fähre ab. Glücklicherweise verfehlten diese Bomben das Ziel. Auf der Fähre war auch ein Marinesoldat, der die Angreifer als „Drecks-Engländer“ beschimpfte. Darauf entgegnete ihm Pfarrer Möbius: „Nun, wir werfen ja auch Bomben auf England!“ Dieser vergleichsweise harmlose Satz wurde von einigen Zeugen als Wehrkraftzersetzung gedeutet und angezeigt, was dann dazu führte, dass Möbius zum Tode verurteilt wurde.

Die Rettung für ihn kam in Gestalt des Marinerichters Dr. Hans Filbinger, der unerwartet aus dem Polar-meergebiet nach Tromsø zurückgekehrt war. Ein Matrose erkannte

diesen Richter beim Gottesdienst und konnte ihn vertraulich über den Fall Möbius informieren. Nun schaltete sich Filbinger in den eigentlich schon hoffnungslosen Fall ein. Er erkannte sofort, dass dieses Urteil unter rechtswidrigen Bedingungen zustande gekommen war. Der vergleichsweise harmlose Hinweis des Marinepfarrers auf deutsche Bombenabwürfe über England hätte einem normalen Soldaten keine Anklage – geschweige denn ein Todesurteil eingebracht. Das Motiv des Oberstabsrichters Krüger war offensichtlich nationaler Hass gegen die internationale Weltkirche. Deshalb suchte Filbinger sofort den Anklagevertreter auf und fragte ihn vorwurfsvoll: „Wie konntest du nur den Antrag auf das Todesurteil stellen? Dieser Antrag verstößt gegen die Grundsätze Deines Berufes und gegen Dein eigenes Gewissen!“ Die Antwort lautete: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie mich der Oberstabsrichter unter Druck gesetzt hat!“ Dieser hat offenbar das Todesurteil gewollt. Die meisten Offiziere schwiegen zu diesem Urteil. Nur einer sagte zu Filbinger: „Hätten Sie vom Krüger etwas anderes erwartet?“ Daraufhin ging Filbinger zum Oberstabsrichter und sagte ihm: „Wenn dieses Urteil bestätigt wird, dann werde ich in der Kriegsmarine nicht mehr Recht sprechen.“ Mit dieser Drohung hat-

te er sich selbst in Gefahr gebracht und damit auch seine Möglichkeiten riskiert, in anderen Fällen zu helfen. Filbinger wandte sich nun mit Fernschreiben an übergeordnete Dienststellen in Deutschland, und mit dem Angebot von neuem Entlastungsmaterial erreichte er, dass

das Todesurteil vorerst nicht vollstreckt wurde, sondern noch mal überprüft werden sollte. Diese Überprüfung dauerte bis zum Kriegsende, so dass Pfarrer Möbius gerettet war.

Damit hatte die Zeit der Todesangst und des bangen Hoffens ein Ende. 1946 konnte Karl Heinz Möbius wieder in

den Dienst der Diözese Berlin zurückkehren und als Diasporapfarrer mit dem Fahrrad Dienst tun. Die Strapazen dieses Einsatzes nahm Pfarrer Möbius als selbstverständlich auf sich. Am 10. Januar 1976 wurde er morgens wie schlafend tot im Bett gefunden. Während Möbius durch eine glückliche Fügung nach seinem Todesurteil noch über 32 Jahre leben und arbeiten durfte, mussten etwa zwanzigtausend Kameraden, die von Kriegsgerichten zum Tode verurteilt worden waren, sofort sterben. Christen richten in solchen Situationen ihren Blick auf die Ewigkeit, denn wie Georges Bernanos sagt: „Ein paar Sekunden Ewigkeit werden alles wieder in Ordnung bringen.“

Eduard Werner

